



Ausgabe 1/2013 Nr. 11  
6. Jahrgang



# glauben & denken heute



**Bleibt** bei meinem Wort!

**Papst-Rücktritt** – ganz so überraschend kam er nicht

**Christentum** und Liberalismus

**Rezensionen**

Zeitschrift für Freunde des Martin Bucer Seminars

# glauben & denken heute

Zeitschrift für Freunde des  
Martin Bucer Seminars

## Martin Bucer Seminar

(Bonn, Innsbruck, Istanbul, Prag, Zürich)

## Träger:

„Martin Bucer Seminar“ e.V.  
Bleichstraße 59  
75173 Pforzheim, Deutschland  
Eingetragen beim Amtsregister Pforzheim  
unter der Nummer VR1495

## Geschäftsführer:

Manfred Feldmann

## Herausgeber:

Prof. Dr. Thomas Schirrmacher (ts) (visdP)

## Leitender Redakteur:

Ron Kubsch (rk)

## Weitere Redaktionsmitglieder:

Titus Vogt (tv), Johannes Otto (jo),  
Dr. Daniel Facius (df),

ISSN: 1867-5573

## Textbeiträge:

Manuskripte sind ausschließlich per  
E-Mail mit den zugehörigen Dateien  
im RTF-Format an die Redaktion von  
glauben & denken heute zu senden:  
gudh@bucer.eu.

# Inhalt

• <b>Editorial</b> (Johannes Otto)	<b>3</b>
• <b>„Alle Menschen sind Sünder“</b> (Prof. Dr. Dr. Thomas Schirrmacher)	<b>4</b>
• <b>Ganz so überraschend kam der Papst-Rücktritt nicht</b> (Prof. Dr. Dr. Thomas Schirrmacher)	<b>8</b>
• <b>Der neue Papst</b> (Prof. Dr. Dr. Thomas Schirrmacher)	<b>13</b>
• <b>Christentum und Liberalismus</b> (Prof. Dr. John Gresham Machen)	<b>15</b>
<b>Rezensionen</b>	
• <b>Das Philosophie-Buch: Große Ideen und ihre Denker</b> (Ron Kubsch)	<b>31</b>
• <b>Gott im Fadenkreuz</b> (Dr. Daniel Facius)	<b>35</b>
• <b>Biblische Dogmatik</b> (Titus Vogt)	<b>37</b>
• <b>Die neue Welt und der neue Pietismus</b> (Johannes Otto)	<b>38</b>
• <b>Hölle – Der Blick in den Abgrund</b> (Dr. Daniel Facius)	<b>40</b>
• <b>Bibelsoftware Accordance 10</b> (Johannes Otto)	<b>42</b>
• <b>Der Kanon des Neuen Testaments</b> (Johannes Otto)	<b>45</b>
• <b>Das Neue Testament und das Volk Gottes</b> (Peter Neudorf)	<b>48</b>





# Bleibt bei meinem Wort!

Liebe Freunde,

die heutige Theologie finde ich ermüdend. Ihre Theologen sind allzu oft Boten ohne Botschaft. Sie ringen sich kaum noch zu klaren Aussagen durch – je relativer, desto besser. Zeitströmungen, die an den Grundpfeilern des christlichen Glaubens rütteln und die Ordnungen Gottes umstürzen, haben von solchen Theologen und von Christen, die ihnen folgen, nichts zu befürchten, sondern können durch weit geöffnete Tore in die Gemeinderäume fluten. Altbewährtes und Traditionelles, Lehre und Dogmen gelten als Relikte vergangener, dunkler Zeiten.

So rührt die Sprachlosigkeit der christlichen Kirchen, Gemeinden und Gemeinschaften in unserem Land gegenüber unseren Zeitgenossen nicht

etwa daher, dass die gute alte Nachricht von Jesus Christus, von Sünde und Rechtfertigung, von Tod und Leben, wie wir sie in den biblischen Schriften bezeugt finden, heute nicht mehr relevant und aktuell wäre, sondern daher, dass ein großer Teil der Christen unserer Tage sich so sehr an das Denken und Leben seiner Umgebung gewöhnt und angepasst hat, dass er einfach nichts mehr zu sagen weiß oder aufgrund eigener Unsicherheit sich nichts mehr zu sagen traut. Jesus Christus fordert seine Jünger demgegenüber dazu auf, in seinem Wort zu bleiben (Joh 8,31). Dieses „in seinem Wort bleiben“ meint ein beständiges Hören auf sein Wort in der Bibel und die Bereitschaft, sich von diesem Wort verändern und bewegen zu

lassen. Wo das klare Wort Gottes wirklich gehört wird und in die Finsternis der menschlichen Vernunft eindringt, schafft es Licht, Veränderung und Erneuerung und bewegt uns zu den Taten, die Gott gefallen und ehren. Denn geistliches Leben heißt, sich dem Wort Gottes in Jesus Christus und in dem schriftlichen Zeugnis von ihm anzuvertrauen, so dass unser ganzes Leben davon verändert wird. Martin Luther hat einmal bemerkt, dass ein Christ ein Freund fester Überzeugung sein müsse oder er könne kein Christ sein. Glauben und Vertrauen benötigen einen festen Bezugspunkt, wenn sie einen Menschen tragfähig führen sollen. Das Vertrauen in Jesus Christus hängt nicht im luftleeren Raum, sondern an der klaren

Selbstoffenbarung des lebendigen Gottes. Dadurch vermag ein Christ auch die Herausforderungen und Krisen seines Lebens zu überwinden und getrost auf das versprochene Ziel zuzugehen.

In dieser Ausgabe von *Glauben und Denken heute* finden sich unter anderem ein Kapitel aus einem Buch von John Gresham Machen, das sich mit der Frage nach den Fundamenten des christlichen Glaubens beschäftigt.

Theologie wird dann spannend, wenn erkannt wird, dass Gott klar und deutlich geredet hat und dass seine Botschaft auch uns gilt.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine gesegnete Lektüre dieser Ausgabe von *Glauben und Denken heute!*  
Johannes Otto

## „Alle Menschen sind Sünder“

„Alle Menschen sind Sünder“, sagt der Glaube oder die Vernunft?

Wenn Christen göttliche Offenbarung zum Ausgangspunkt ihres Denkens machen, bedeutet das nie und nimmer, dass sie Unsinniges glauben oder dass sich die Offenbarung grundsätzlich vernünftiger Begründung oder Diskussion entzieht. Es bedeutet nur, dass Gott bzw. die Offenbarung Aussagen machen kann, die für uns in ihrer Gesamtheit nicht zu erfassen sind, so dass wir sie erst begreifen, wenn wir sie akzeptieren und im Alltag nachvollziehen. Wählen wir ein Beispiel: Die biblische Aussage, die die christliche Dogmatik übernommen hat, dass alle Menschen Sünder sind, kann man nur ‚glauben‘, nicht beweisen, denn wie sollte man eine Untersuchung an allen Menschen durchfüh-

ren, und wer könnte vorurteilslos jedem Menschen gerecht werden. Wer kennt schon ‚alle‘ Menschen, geschweige denn so gut, dass er ein solches Urteil über sie fällen könnte? Und wer wollte ein solches Urteil über die Menschen anderer Kulturen, über Verstorbene oder gar über die erst in Zukunft Geborenen machen und wissenschaftlich erfassen? Nur der Schöpfer hat das Wissen – und das Recht und die Gerechtigkeit –, eine solche allumfassende Aussage zu machen. Heißt das aber, dass die Aussage nur auf blindem Glauben beruht und jeder Vernunft widerspricht? Nein, denn die grundsätzliche Aussage, die für uns zu umfassend ist, wird uns Tag für Tag an uns selbst, an den Menschen, die wir kennen und an der Menschheit, wie wir sie etwa durch die Medienberichterstattung kennenlernen, bestätigt und damit auch vernünftig ‚bewiesen‘.

Die Bibel konkretisiert die grundsätzliche Aussage, dass alle Menschen Sünder sind, deswegen pausenlos an konkreten Menschen, Beispielen und Sünden. Wir alle lügen konkret, hassen konkrete Menschen, lassen andere unseren Geiz spüren und leben auf Kosten anderer. Und Menschen verhungern zu lassen oder Rassismus gibt es nur, weil konkrete Menschen daran beteiligt sind. Da wir noch nie jemanden getroffen haben, von dem wir sagen könnten, dass er kein Sünder sei, erweist sich diese, aufgrund der göttlichen Offenbarung getroffene Aussage im Rahmen unserer Überprüfbarkeit als richtig und vernünftig, weil sie mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Kein Mensch hat jemals einen Menschen kennengelernt, der von klein auf nur selbstlos, liebevoll und edel war, nie betrogen oder gelogen hätte. Selbst Mutter Theresa soll bei aller Selbstlosig-

keit im Großen im alltäglichen Umgang nicht immer einfach gewesen sein und hat neben ihren großen, weltbewegenden Worten auch manche merkwürdige politische Äußerung von sich gegeben. Nun ist ja mit der Aussage, dass alle ‚Sünder‘ sind, noch nicht im Detail gesagt, was Sünde ist. Aber ganz gleich, wie auch immer man im Einzelnen Sünde, das Falsche, das Böse usw. definiert, man wird keinen Menschen finden, der davon völlig frei ist. Wie man aber grundsätzlich davon ausgehen kann, dass die Bibel und das Christentum sich irren, wenn sie davon sprechen, dass alle Menschen zum Bösen neigen, ist mir schleierhaft. Haben Menschen, die das abstreiten, mit anderen Menschen zu tun als ich? Lesen sie andere Zeitungen als ich? Und haben sie noch nie von der philosophischen Einsicht gehört „Der Mensch ist des Menschen Wolf“?

## „Alle Menschen sind Sünder“: Eine merkwürdige Spannung

Die jüdisch-christliche Anthropologie (Lehre vom Menschen) lebt von einer merkwürdigen Spannung. Einerseits ist der Mensch als „Ebenbild Gottes“ geschaffen und von Gott mit unglaublichen Fähigkeiten und Vielfältigkeiten ausgestattet. Andererseits hat sich der Mensch als „Sünder“ von Gott abgewandt und ist zu unglaublich bösen Gedanken und Taten fähig. Dieses Böse in der Welt kann (etwa durch den Staat) nur durch Begrenzung, Hinderung und Bestrafung einerseits und durch Vergebung, Gnade, Friedenstiften und Versöhnung andererseits angegangen werden.

Wählen wir als Beispiel unsere Kinder. Sie werden als Ebenbilder Gottes gesehen, die Anleitung und Ermutigung brauchen, die ihnen von Gott gegebenen Fähigkeiten zu entfalten, denkerische ebenso wie künstlerische, literarische ebenso wie mitmenschliche. Die selbstständige Persönlichkeit unter ihrem Schöpfer ist das Ziel der Erziehung. Erziehung ist kein Selbstzweck, sondern zielt auf eine Zeit ab, in der der zu Erziehende selbst die volle Verantwortung für sein Leben übernimmt. Kinder werden aber ebenso als Menschen gesehen, die aufgrund der Sünde nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung entspre-

chend leben und deswegen Erziehung vom Bösen weg brauchen, was Ermahnung, Grenzen und Strafe ebenso einschließt wie gnädige Zuwendung, Beratung und Ermutigung zum Neuanfang.

## „Alle Menschen sind Sünder“ als Grundlage der Bekämpfung gesellschaftlicher und struktureller Übel

Die Aussage, dass alle Menschen ‚Sünder‘ sind, hat auch eine eminent gesellschaftspolitische und politische Bedeutung.

So bedeutet sie etwa, dass wir als Christen gesellschaftliche Probleme aller Art nicht *nur* als strukturelle Probleme sehen, die man mit Aufklärung, (Um-)erziehung und politischen Programmen allein bekämpfen kann.

Hinter Folter, Rassismus, Hyperkapitalismus, Unterdrückung von Frauen oder sexuellem Kindesmissbrauch – um nur einige Beispiele zu nennen – steht die Realität der Sünde, und so sehr wir die Folgen der Sünde vor Ort bekämpfen mögen, so sehr wir auch das strukturelle Böse gesamtgesellschaftlich und politisch angehen wollen, steht doch dahinter eine unheimliche Gemeinsamkeit, die – wenn in einer Form unterdrückt – an immer neuen Stellen und mit immer neuen Gesichtern an die

Öffentlichkeit drängt. Zu viele Menschen nutzen die Möglichkeiten, dass es uns allen besser geht, mutwillig *nicht*, sondern versuchen allein für sich einen Vorteil herauszuschlagen, auch wenn sie dafür bisweilen so tun müssen, als ginge es ihnen um das Gemeinwohl (siehe Jesus in Lk 22,25: „... ihre Machthaber lassen sich dafür Wohltäter nennen“). Die Formen des Bösen wie Neid, Gier, Hass oder Schadenfreude zeigen ihre Fratze immer wieder im Kleinen wie im Großen. Ohne einen Blick auf dieses Gesamtbild wird jeder, der sich gesellschaftspolitisch einsetzt, unrealistisch in seiner Einschätzung der Möglichkeiten bleiben. Wir müssen nüchtern sehen, dass die Wurzel der großen gesellschaftlichen Übel das Böse, also die Sünde ist – die vieler Einzelner ebenso wie die gesellschaftlicher Strukturen: ohne Hass, Neid, Stolz und Lüge kein Rassismus; ohne Gier, Sucht und Betrug keine Ausbeutung; ohne Machtgelüste und Unbeherrschtheit kein Missbrauch und keine sexuelle Gewalt.

Es ist, wie Jesus es sagt: Nicht das, was von außen kommt, ist, was uns böse macht, sondern das, was von innen kommt (Mt 15,18–20; Mk 7,18–23). (Das aus uns heraus kommende Böse wird dann natürlich für die anderen eine Bosheit, die sie von außen trifft. Auch uns trifft das aus anderen heraus kommende Böse einzeln oder als strukturelle, gesellschaftlich verfestigte

Sünde von außen.) Nicht erst seit Sigmund Freud wissen Menschen, welcher Abgrund sich in ihnen auftun kann.

Zu den Grundaussagen einer Politik auf der Basis eines christlichen Menschenbildes gehört nicht nur, dass alle Menschen von Gott als seine Ebenbilder geschaffen sind, sondern auch, dass *jeder* auf Versuchungen hereinfallen kann. Es muss immer mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass der Mensch überraschend und plötzlich aus der Höhe in die Tiefe fällt. Vorbildliche Politiker lassen sich plötzlich bestechen, friedliche Mitbürger greifen plötzlich zur Gewalt oder ‚bekehren‘ sich und werden zu religiösen Terroristen. Christen können nie sagen: ‚Das hätte ich nie für möglich gehalten‘, oder: ‚Das hätte mir nie passieren können‘. Doch alles ist möglich, und gute Politik rechnet damit und beugt vor, um das Schlimmste zu verhindern. Auch die Kirche rechnet gut neutestamentlich damit, dass ihre eigenen Leiter zur Gefahr werden können (z. B. Apg 20,30)! Jeder kann Macht missbrauchen, Priester die Macht über Kinder, Eltern die Macht über ihre süßen Kleinen, der Korruptionsbeauftragte über seine Mitarbeiter. Es gibt Menschen, die radioaktives Material gegen andere einsetzen wollen. Man muss nicht warten, bis man einen konkreten Anfangsverdacht hat, oder diskutieren, ob dieser oder jener wirklich zuschlagen wird, sondern muss jetzt planen und vorbe-

gen. Denn das Böse, das man denken und planen kann, kann man auch tun. Wohin die Fehleinschätzung führte, Hitler werde schon nicht so böse handeln, wie er sprach und schrieb, kann jeder sehen (vgl. die Einleitung meines Buches ‚Hitlers Kriegsreligion‘<sup>1</sup>).

## „Alle Menschen sind Sünder“ als Grundlage der Demokratie

Die Aussage, dass alle Menschen Sünder sind, bildet auch eine wichtige Grundlage der Demokratie und ist mit einer der Gründe, warum fast alle ehemals christlichen Länder heute Demokratien sind.<sup>2</sup> Das Christentum ist sehr selbstkritisch angelegt (ob es das in der Realität immer war oder ist, steht auf einem anderen Blatt) und ist sehr misstrauisch, da es davon ausgeht, dass jeder – beginnend bei sich selbst – sich nicht nur gelegentlich den einen oder anderen Schnitzer erlaubt, sondern im ganz normalen Alltag davon geprägt ist, als Egoist sich selbst und anderen zu schaden. Das färbt auch auf das Verständnis der Politik und ihrer Gefahren ab. 1532 schrieb Niccolò Machiavelli mit ‚Der Fürst‘ eine Bedienungsanleitung für machthungrige Herrscher. Entscheidend sei immer der Enderfolg, der Pöbel unterstütze immer den

Sieger und ehre im Nachhinein alle Mittel, die ihn dazu geführt hätten.

So richtig es ist, dass der Sieger immer die Geschichte schreibt, so moralisch verwerflich bleibt es, wenn Mächtige nur herrschen, um Macht zu haben und ihrem eigenen Vorteil zu dienen. Der deutsche Amtseid für die Bundesregierung lautet dagegen im Grundgesetz Artikel 56 & 64): „Ich schwöre, dass ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden ... und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde. So wahr mir Gott helfe.“ Um Machtmissbrauch zu verhindern, wurde 1787 die Gewaltenteilung in der Verfassung der USA, als „checks and balances“ bekannt, verankert, ebenso wie andere Mechanismen, etwa die Beschränkung der Amtszeit des Präsidenten auf höchstens zweimal 4 Jahre. ‚Checks and Balances‘ bezeichnet die gegenseitige Kontrolle (checks) von Verfassungsorganen eines Staates zur Herstellung eines dem Erfolg des Ganzen förderlichen Systems partiellen Gleichgewichtes an Macht (balances), vor allem, um einer Diktatur vorzubeugen. Es geht dabei weniger um eine strikte Trennung der Gewalten, sondern gerade um eine gegenseitige Eingriffsmöglichkeit und Kontrolle, weswegen die Gewaltenverschränkung wesentlich zur Gewaltenteilung gehört. Die Demokratie hat sehr viel mit der

Frage zu tun, wie man potenzielle Diktatoren aus dem Verkehr ziehen kann und wie man schlechte und ihre Macht missbrauchende Politiker und Politikerinnen wieder los werden kann.

Sir Karl Popper hat das 1960 treffend so formuliert:

*„Wer soll herrschen? Diese Frage verlangt nach einer autoritären Antwort: etwa ‚die Besten‘ oder ‚die Weisesten‘ oder ‚das Volk‘ oder ‚die Mehrheit‘. ... Man sollte eine ganz andere Fragestellung an ihre Stelle setzen, etwa: Was können wir tun, um unsere politischen Institutionen so zu gestalten, daß schlechte oder untüchtige Herrscher (die wir natürlich zu vermeiden suchen, aber trotzdem nur allzu leicht bekommen können) möglichst geringen Schaden anrichten?“<sup>3</sup>*

In „Freiheit und intellektuelle Verantwortung“ hat Popper das 1989 näher ausgeführt.<sup>4</sup> Popper versteht Demokratie dort weniger als ‚Volks-herrschaft‘, denn als „Volksgericht“. Demokratie ist kein Weg, die besten Herrscher zu finden und auch keine Garantie für gute Entscheidungen („Eine Mehrheitsdiktatur kann für die Minderheit fürchterlich sein“), sondern die beste Antwort auf die Frage „Wie können wir die Konstitution des Staates so gestalten, daß wir die Regierung ohne Blutvergießen loswerden können?“.

Erstmals, wenn auch nicht ganz so deutlich, hat Popper diese Gedanken 1944 in seiner Kritik an Plato im Abschnitt „Das Prinzip des Führertums“ vorgetragen.<sup>5</sup> Nicht *wer* soll herrschen, ist nach Popper die Frage, sondern wie man schlechte Herrscher wieder und friedlich los wird, ist neben der Beschränkung der Macht die Frage, die zur Demokratie führt.<sup>6</sup>

*„... so erhebt sich die Frage, ob sich das politische Denken nicht von Anfang an mit der Möglichkeit schlechter Regierungen vertraut machen sollte ... es zwingt uns die Frage: Wer soll regieren? durch eine neue Frage zu ersetzen: Wie können wir politische Institutionen so organisieren, daß es schlechten und inkompetenten Herrschern unmöglich ist, allzugroßen Schaden anzurichten?“ (S. 170). „Ich neige zu der Ansicht, daß Herrscher sich moralisch oder intellektuell selten über und oft unter dem Durchschnitt befinden. Und ich halte es für ein kluges Prinzip, wenn wir uns, so gut wir es können, auf das Ärgste vorbereiten, obschon wir natürlich zur gleichen Zeit versuchen sollten, das Beste zu erreichen.“ (S. 172)*

So wird zum Paradoxon der Demokratie die Frage, was man tun soll, wenn das Volk einen Tyrannen wählen will (S. 173). Der Gedanke der Demokratie ist also untrennbar mit dem

Gedanken verbunden, dass es schlechte Herrschende geben kann, die Böses planen und tun. Historische Erfahrung lehrt, dass Demokratie besser als jede andere Staatsform Tyrannei, Menschenrechtsverletzungen und einen zu großen Machtmissbrauch verhindern kann. Christen gehen immer von der Neigung des Menschen zum Bösen aus und halten es deswegen für weise, dass kein Einzelner eine zu große Machtfülle erlangt.

Die Gewaltenteilung der Demokratie ist eine Folge der christlichen Sicht, dass alle Menschen zum Bösen neigen und deswegen Herrscher und Politiker nicht gelegentlich ihre Macht zum Bösen gebrauchen, sondern die Wahrscheinlichkeit sehr groß, ja fast zwangsläufig ist, wenn es keine Beschränkungen und Kontrollen gibt. Nicht, dass man Christ sein müsste, um Gewaltenteilung zu befürworten (sonst hätte ich sicher nicht Popper angeführt). Aber geschichtlich gesehen ist dies nun einmal der Ursprung und etwa einer der Gründe, warum islamischen Staaten eine demokratische Gewaltenteilung meist fernliegt, auch wenn sie dort prinzipiell natürlich ebenso praktikierbar ist, da der Islam ein sehr optimistisches Menschenbild hat und das Böse nur im Unglauben und in Ungläubigen, nicht aber bei sich selbst sieht. Wäre der Mensch so gut und edel, wie ihn manche zeichnen,

brauchten wir keine parlamentarischen Kontrollen, keine Verfassungsgerichte zur Kontrolle der Regierungen, keine Untersuchungsausschüsse und keine kritische Presse.

Noch einmal: Nicht, dass nur Christen Gewaltenteilung begründen oder umsetzen könnten. Aber wer nur an das Gute im Menschen glaubt, braucht eigentlich keine Gewaltenteilung. Die Demokratie ist die Staatsform, die am nüchternsten und selbstverständlichsten mit dem Bösen rechnet und keinem so viel Macht geben will, dass seine Versuchlichkeit und sein böses Planen und Handeln allein viele oder gar alle in den Abgrund ziehen kann. Die Finanzmärkte zeigen, was geschieht, wenn der Hang zum Bösen nicht nüchtern einkalkuliert und durch Gewaltenteilung und Kontrolle eingedämmt wird. Ein einziger gieriger Vorstand kann heute die Welt an den Rand des Abgrundes bringen. Es ist erstaunlich, wie wenige Menschen trotz all dem Schrecken, den das verursacht, dies mit der Frage nach der Bosheit des Menschen in Verbindung bringen – und schon gar nicht mit der eigenen.



**Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmacher ...**

*ist Rektor des Martin Bucer Seminars und lehrt dort Ethik und Missions- und Religionswissenschaften. Er ist außerdem Professor für Religionssoziologie an der Staatlichen Universität Oradea, Rumänien und hat einen Lehrstuhl für Internationale Entwicklung an der ACTS University in Bangalore, Indien.*

## Anmerkungen

<sup>1</sup>Thomas Schirmacher. Hitlers Kriegsreligion. 2 Bde. Bonn: VKW, 2007.

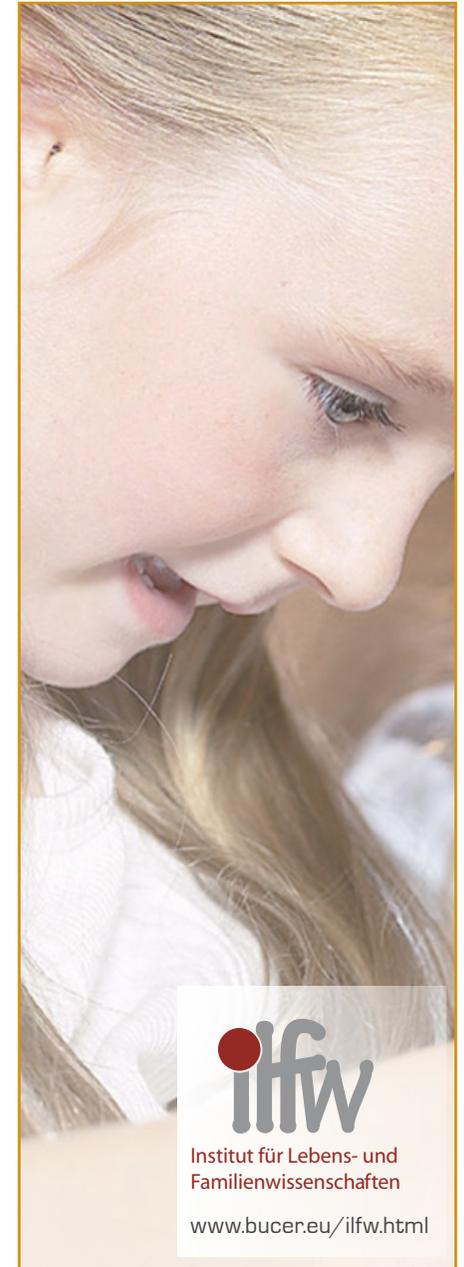
<sup>2</sup>Siehe meinen Aufsatz „Demokratie und christliche Ethik“. In Politik und Zeitgeschichte (Beilage zu Das Parlament). 14/2009 (30.3.2009). S. 21–26. Verfügbar auch unter URL: [http://www1.bpb.de/publikationen/N6VK9L,0,Demokratie\\_und\\_christliche\\_Ethik.html](http://www1.bpb.de/publikationen/N6VK9L,0,Demokratie_und_christliche_Ethik.html) [Stand: 25.03.2013].

<sup>3</sup>Karl Popper. „Erkenntnis ohne Autorität“. In: Karl Popper. Lesebuch. Tübingen: Mohr, 2000. S. 32.

<sup>4</sup>Karl R. Popper. Alles leben ist Problemlösen. München: Piper, 1994. S. 239–254. Weitere Beiträge zur Demokratie S. 207–238; guter Auszug „Wer soll herrschen“ unter URL: <http://www.gewaltenteilung.de/popper.htm> [Stand: 25.03.2013], eigentlich aus Karl R. Popper. Alle Menschen sind Philosophen. München: Piper, 2002. S. 211–218. Siehe auch „Worauf es in der Demokratie ankommt“. S. 219–227.

<sup>5</sup>Karl R. Popper. Der Zauber Platons. Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band 1. Bern: Francke, 1957. S. 169–174; erste englische Ausgabe 1944; verfasst 1938–1943.

<sup>6</sup>Ebd. S. 170–173.



Institut für Lebens- und Familienwissenschaften

[www.bucer.eu/ilfw.html](http://www.bucer.eu/ilfw.html)



Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmmacher

## Ganz so überraschend kam der Papst-Rücktritt nicht

Ein Interview mit Thomas Schirmmacher

**PRO: Sie haben den Papst erst kürzlich getroffen. Ist er wirklich so schwach?**

Dass Papst Benedikt XVI. zwar geistig noch ganz auf der Höhe ist, sein Körper bis hin zum Sprechen tagesweise aber den Dienst versagt oder beschränkt, konnte jeder bei der dreiwöchigen Synode in Rom im Oktober letzten Jahres sehen. Ich habe ihn jüngst bei zwei Messen gesehen – das erinnerte schon stark an die letzte Zeit von Papst Johannes Paul II. Im Gespräch mit mir war er voll informiert, konnte aber nicht alleine stehen.

**PRO: Waren Sie erstaunt über den Rücktritt?**

Den genauen Termin kannte natürlich niemand, aber Papst Benedikt hatte ja 2010 in einem Interview unmissverständlich deutlich

gemacht, dass der Papst, wenn er körperlich oder geistig nicht mehr in der Lage sei, die Kirche zu leiten, das Recht, „ja unter Umständen sogar die Pflicht“ habe, zurückzutreten. Und dass Benedikt den Weg seines Vorgängers nicht gehen würde, wusste eigentlich jeder, nur war nicht ganz klar, wie er das machen würde.

**PRO: Ist es nicht viel wichtiger, dass der Papst geistig auf der Höhe ist?**

Natürlich. Aber die dreiwöchige Synode war schon für einen 52-jährigen Gast wie mich anstrengend, erst recht für die Synodenleitung. Der Papst hat aber parallel die normalen Geschäfte weiter geführt, viel mehr Treffen als sonst wahrgenommen und abends mehrere öffentliche Auftritte gehabt. Da haben sich schon viele gefragt, wie er das eigentlich noch

hinbekommt. Auch eine Papstmesse ist schon eine körperliche Strapaze und dabei sind immer Fernsehkameras auf einen gerichtet. Entweder überlässt ein schwächer werdender Papst die Geschäfte anderen, wie es eigentlich immer gewesen ist, oder er lässt sie ruhen – wie in der Schlussphase von Johannes Paul II. Der Schritt von Benedikt ist zwar im Kirchenrecht vorgesehen, aber eben nie eingesetzt worden – Rücktritt aus Altersschwäche.

**PRO: Sie haben 2002 ein Buch „Der Papst und das Leiden: Warum der Papst nicht zurücktritt“ veröffentlicht, 2005 dann in zweiter Auflage unter „Papst Johannes Paul II. und das Leiden: Warum der Papst nicht zurücktritt“. Was unterscheidet Papst Benedikt von seinem Vorgänger?**

Papst Benedikt hat sein Amt eindeutig weniger sakramental verstanden als sein Vorgänger, der sein Leiden als Fortsetzung der Leiden Christi verstanden hat. In den letzten Monaten war ja spürbar, dass Benedikt vor allem die Kontrolle über den staatlichen Teil des Vatikans mehr und mehr verlor. Nun stand ihm der geistliche Teil seines Amtes als Kirchenführer und Theologe immer schon näher als der politische Teil als Staatsoberhaupt des ‚Heiligen Stuhls‘ – nicht zufällig hat er ja die politische Bedeutung und das politische Wirken des Vatikans an etlichen Stellen zurückgefahren und selbst in Deutschland in seiner Freiburger Abschiedsrede gefordert, die katholische Kirche solle sich mehr aus der Verklammerung mit der Welt lösen. Es ist ganz im Einklang damit, wie Benedikt Papst wurde und wie er das Papstamt verstand, das er es aufgibt, wenn er Führung nicht mehr garantieren kann.

**PRO: Weniger sakramental?**

Ja. Den Kardinälen sagte er einmal, dass ein Papst die meiste Zeit fehlbar sei. In den meisten seiner Messen und Ansprachen finden sich Hinweise darauf, dass er Fehler mache, dass Gott und die Kirche ihm vergeben mögen und er nur hoffen könne, dass Gott ihn vor Fehlentscheidungen bewahre. Das gilt selbst noch für seine kurze Rücktrittsankündigung. Das findet sich so bei Johannes Paul II. nicht. Dazu gehört der ständige Hinweis Benedikts, dass nicht er, sondern Jesus der Herr der Kirche sei. Der Papst hat manche ungewöhnlichen Entscheidungen getroffen, die das untermauerten. So hat er das dreibändige Jesusbuch ausdrücklich als Privatmann geschrieben, der Fehler mache, die man ihm gerne schreiben könne. So etwas hat noch nie ein Vorgänger gemacht – Papstschreiben sind eigentlich immer amtliche Schreiben. Bei seinem jährlichen Schülerkreis war er nur der diskutierende Professor, der sich auch gerne protestantische Professoren zum Diskutieren einlud. Er hat Statussymbole seiner Vorgänger, vor allem solche politischer Natur wie die Kopfbedeckung, die die politische Macht symbolisierte, kurzerhand abgeschafft. Anders gesagt, im Gegensatz zu seinen Vorgängern hat Papst Benedikt den Privatmann Joseph Ratzinger nie aufgegeben und da ist es nur konsequent, dass er sich jetzt auf das private Altenteil zurückzieht.

**PRO: Ihre Meinung als Protestant?**

1,2 Milliarden Menschen zu führen, einen, wenn auch kleinen Staat monarchisch zu verwalten, gewaltige Vermögen zu kontrollieren und als einer der wenigen Menschen pausenlos in den Medien präsent zu sein, das ist selbst für körperlich fitte Menschen kaum zu leisten. Der Papst ist eben auch nur ein Mensch und die

Überhöhung seines Amtes im Papstdogma von 1870 wird mehr und mehr von der Realität eingeholt. Der Papst selbst hat den orthodoxen Kirchen vorgeschlagen, es reiche, das Papstamt in seiner Ausgestaltung vor der Kirchenspaltung von 1054 anzuerkennen. Sein Rücktritt, wenn auch vom Kirchenrecht abgedeckt, entzaubert das Amt und macht es menschlicher. Vermutlich wird es nicht der letzte Rücktritt aus Altersgründen bleiben, sondern ab jetzt die Regel werden.

**PRO: Sie gelten als einer der besten protestantischen Kenner der römisch-katholischen Kirche und haben mit vielen ihrer Würdenträger auf allen Kontinenten gesprochen. Was bewegt einen evangelikalen Theologen und Vertreter der Weltweiten Evangelischen Allianz dazu?**

Ich habe natürlich immer schon Konfessionskunde gelehrt. Wer das Christentum weltweit kennen und darstellen will, kann ja nicht an seiner katholischen Hälfte vorbeigehen. Zudem sind der Vatikan, der Ökumenische Rat der Kirchen, einschließlich der orthodoxen Mitgliedskirchen, und die Weltweite Evangelische Allianz die einzigen drei großen christlichen Dachverbände, die jeweils etwa 50% und zweimal 25% der Weltchristenheit repräsentieren. Da kann man nicht aneinander vorbei. Das gilt beim Einsatz bei der UN in New York und Genf oder der OSZE in Wien ebenso wie beim Thema Christenverfolgung. Und ich kenne mein Gegenüber gerne im Original.

**PRO: Wie war das Verhältnis der Weltweiten Evangelischen Allianz zum Vatikan und umgekehrt?**

Unser Generalsekretär Geoff Tunnicliffe hat den Papst mehrfach getroffen. Auf der Synode haben wir unseren Beitrag geleistet. Papstvertraute als Leiter von

Päpstlichen Kongregationen wie die Kardinäle Kurt Koch, Peter Turkson oder Jean-Louis Tauran haben die Weltweite Allianz immer als Partner geschätzt und respektvoll behandelt. Das gilt besonders für die fünfjährigen Verhandlungen zum gemeinsamen Dokument des Vatikan, der Weltweiten Evangelischen Allianz und des Ökumenischen Rates der Kirchen, „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“, die ich von unserer Seite geleitet habe, aber auch für die seit Jahren laufenden offiziellen Gespräche zu theologischen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten, die von unserer Seite mein Vorgänger als Vorsitzender der Theologischen Kommission, Rolf Hille, leitet.

**PRO: Also eine Annäherung der Allianz an die katholische Kirche?**

Wissen sie, die Zeiten, wo man umeinander herum-schlich und nur redete, wenn man so tat, als sei man einig, sind doch vorbei. In den Gesprächen freut man sich genauso über unerwartete Gemeinsamkeiten, wie unterschiedliche Positionen offen angesprochen und ausführlich begründet werden. Als unser Generalsekretär auf der Vatikansynode die von der Theologischen Kommission formulierte Erklärung zur Evangelisation vortrug, um die der Vatikan gebeten hatte, sagte er bereits im zweiten Satz, dass sich das Evangelium allein aus der Schrift ergebe, die der oberste Maßstab für Glauben und Leben sei, und das zwei, drei Meter vom Papst entfernt. Zudem haben Kardinäle und andere katholische Würdenträger mit uns und mit mir immer Klartext gesprochen, auch über die Fehler ihrer eigenen Kirche, so wie wir und ich nicht den Eindruck erweckt haben, bei uns sei alles Gold, was glänzt. Bitte haben Sie aber dafür Verständnis, dass ich vieles vertraulich behandle und hier nicht preisgebe. Auch ökumenische Beziehungen basieren auf persönlichem Vertrauen.

**PRO: Beim Friedensgebet von Assisi war auch die Weltweite Evangelische Allianz vertreten?**

Der Papst hatte uns gegenüber vorher unmissverständlich klar gemacht, dass er jeden Verdacht des Synkretismus oder des gemeinsamen interreligiösen Gebetes verhindern werde. Immerhin war es ja das einzige Mal, dass er seinem Vorgänger öffentlich widersprach, als er sich als Präfekt der Glaubenskongregation 25 Jahre früher weigerte, mit dem Papst zum Friedensgebet von Assisi zu gehen. Indem Benedikt jeder Religion ein eigenes Gebäude für das Gebet zuwies, fand tatsächlich kein gemeinsames Gebet statt.

**PRO: Sie haben in dem Hotel übernachtet, in dem die Kardinäle nun während des Konklaves schlafen?**

Ja. Bis zur Wahl Johannes Paul II. war die Übernachtung für die – überwiegend ja recht alten – eingeschlossenen Kardinäle eine Zumutung. Johannes Paul II. hat dann verfügt, dass sich die Kardinäle im ganzen Vatikan bewegen dürfen und ein eigenes Hotel „Martha“ mit Suiten und Einzelzimmern direkt neben dem Petersdom gebaut. Die Zimmer sind recht spartanisch, natürlich ohne Kontakt zur Außenwelt. Ich wusste immer, welcher Kardinal bei der letzten Wahl in ‚meinem‘ Bett geschlafen hatte.

**PRO: Was war ihr eigener Beitrag zur Synode?**

Ich habe die Synode an die verfolgten Christen erinnert. Der Papst selbst und einige Kardinäle haben das sehr begrüßt. Der Papst hat mir mit warmen Worten für meinen Einsatz gedankt, aber aufs Ganze gesehen blieb das Thema tabu, selbst als es Vertreter der Ostkirchen oder Chinas auf die Tagesordnung setzen wollten.

**PRO: Welches halten sie für seine wichtigsten Veröffentlichungen aus evangelikaler Sicht?**

Da ist als Erstes das dreibändige Jesusbuch zu nennen. Nicht nur, weil es für die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien kämpft, sondern vor allem wegen der Begründung: Der Papst wollte deutlich machen, dass Jesus der Mittelpunkt des christlichen Glaubens ist, und hat das zuletzt auch auf der Synode deutlich gesagt: Der christliche Glaube ist eine persönliche Beziehung zu Jesus. Ständig hat er wiederholt, dass die Zukunft einem Entscheidungschristentum gehört, das auf persönlicher Entscheidung und Beziehung zu Jesus, nicht auf traditioneller oder kultureller Zugehörigkeit beruht.

Daneben ist seine erste Enzyklika „Gott ist Liebe“ („Deus caritas est“) zu nennen, die das in den Mittelpunkt stellt, was merkwürdigerweise jahrhundertlang in kirchlichen Bekenntnissen fehlte, dass Liebe die zentrale Eigenschaft Gottes in der Bibel ist. In der Enzyklika steht nur wenig, was ein Evangelikaler nicht unterzeichnen könnte. Im Mittelpunkt steht ein gewaltfreies Christentum, das niemanden zwingt und sich den Schwachen zuwendet.

Die zweite Enzyklika „Hoffnung gründet auf Erlösung“ war eigentlich fast nur noch eine Bibelarbeit, wenn man vom Schlusskapitel absieht, das sich an Maria wendet und wie angehängt wirkt, um das Dokument doch noch „katholisch“ zu machen.

**PRO: War denn der Papst nicht eher ein konservativer Hardliner?**

Er war in ethischen Fragen viel konservativer als in dogmatischen. Da die ethischen Fragen die säkulare Öffentlichkeit und liberale Katholiken vor allem beschäftigt, wurde die dogmatische Seite wenig beach-



Der Theologe, Ethiker und Religionswissenschaftler Thomas Schirmacher gilt als einer der besten protestantischen Kenner der römisch-katholischen Kirche. Der Vorsitzende der Theologischen Kommission der Weltweiten Evangelischen Allianz hat Papst Benedikt XVI. im Oktober 2012 bei der Synode in Rom persönlich getroffen. Wir haben Schirmacher zum Rücktritt des Papstes befragt (pro-medienmagazin.de). Foto: Der Papst erhält Bücher zum Thema Christenverfolgung (© Osservatore Romano).

tet. Dogmatisch brachte er Bewegung und ging auf andere Kirchen zu, auch auf die Evangelikalen. Von der Abschaffung des ‚Limbus‘ früh in seiner Amtszeit über das Jesusbuch, in dem er sich zum Teil exegetisch großzügig über spätere typisch katholische Auslegungen hinwegsetzte, bis hin zum Verhältnis zu den orthodoxen Kirchen war das greifbar. Hier merkte man, dass er als viel belesener Theologe andere Positionen gründlich aus Büchern und Schriften sowie aus ausführlichen Gesprächen kannte und für die Diskussion ernst nahm.

#### PRO: Seine beste Tat aus ihrer Sicht?

Die Verschärfung der Kirchengesetze zum sexuellen Missbrauch im Gefolge seines ausgezeichneten Hirtenbriefes an die Katholiken Irlands vom 19.3.2010.

#### PRO: Sein größter Fehler – wenn sie einmal von theologischen Unterschieden absehen?

Papst Johannes Paul II. sah seinen Pressesprecher als engsten Vertrauten, der ihn unabhängig vom vatikanischen Apparat über die Welt auf dem Laufenden hielt und der als Papstvertrauter die Medien immer auf dem Laufenden halten konnte. Einen solchen Pressesprecher als Vertrauten hatte Benedikt nie, die Medien schienen ihm eher lästig zu sein, und sein Pressesprecher konnte eigentlich nur amtliche Verlautbarungen weitergeben. Das hat meines Erachtens sehr zur Eskalation mancher Medienkampagnen beigetragen.

#### PRO: Der Papst und soziale Medien?

Das ist ein schönes Beispiel dafür, warum der Papst sein Amt lieber in jüngere Hände legen will. Die drei Bände seines Jesusbuches hat der Papst bis zuletzt mit Bleistift geschrieben! Er war prinzipiell sehr dafür, Facebook, Twitter usw. zu benutzen. Der Vatikan generell hat das ja auch ganz gut hinbekommen, aber die persönliche Seite solcher Medien scheiterte schon daran, dass der Papst alleine keinen Tablet-Computer mehr bedienen kann und von den negativen Reaktionen erschüttert war. Die ‚Followers‘ in den sozialen Medien können aber sehr gut unterscheiden, ob Einträge von Profis stellvertretend geschrieben werden oder – zumindest teilweise – original und zeitnah geschrieben werden. Hier hat ein Papstnachfolger sicher große Chancen.

#### PRO: Gibt es etwas, was sie bedauern?

2008 sagte der Papst: „Die Wurzel des Übels liegt in einem Islam, der von seiner Natur her gewalttätig und historisch konflikträchtig ist.“ Anfänglich hat er zum Thema Islam sehr ‚scharf geschossen‘, dann wurde es zunehmend still um diese Thematik, am Ende war sie fast tabu. Sicher ist das eine unangenehme Thematik für einen Papst und er muss immer an die vielen Christen denken, die in islamischen Ländern leben, aber trotzdem war das Thema zuletzt unterbelichtet. Und die notwendige Unterscheidung zwischen Islam und Islamismus wurde nie vorgenommen.

#### PRO: Wir danken für das Gespräch (13.02.2013).

[Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung des Magazins pro.]



Foto (oben): Im Gespräch mit Kardinal Turkson, einem aussichtsreichen Papstkandidaten. (© Schirmmacher).

Foto (rechts): Thomas Schirmmacher mit seinem Gegenüber im Vatikan: dem Leiter der Glaubenskongregation (Theologischen Kommission) Georg Müller (© Schirmmacher).

Foto (unten rechts): Thomas Schirmmacher als Gast auf der Synode im Oktober 2012 (© Schirmmacher).

Foto (unten): Geoff Tunicliffe, Generalsekretär der Weltweiten Evangelischen Allianz, im Gespräch mit Papst Benedict XIV. (© Osservatore Romano).



Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmacher

## Der neue Papst

*Der Vorsitzenden der Theologischen Kommission der Weltweiten Evangelischen Allianz, Thomas Schirmacher, über Papst Franziskus. Eine erste Einschätzung aus dem März 2013.*

Mit der Entscheidung für einen Nicht-europäer hat die Katholische Kirche unmissverständlich akzeptiert und deutlich gemacht, dass der Schwerpunkt der Weltchristenheit in den Globalen Süden gewandert ist. Waren ein Papst aus Polen und Deutschland immerhin ein Schritt weg von Italien, so geht es nun von Europa dorthin, wo die Masse der Christen lebt.

Erstaunlich ist, dass ein Bischof der Armen gewählt wurde, der als Jesuit eher ein Geheimtipp des liberalen Flügels gewesen sein soll und mit seinem Papstnamen sein Armutsgelübde zum Programm macht. Ich habe ihn auf der Synode als sehr bescheidenen, demütigen und freundlichen Mann kennengelernt, der öffentliche Verkehrsmittel

benutzt und in seiner Heimat weder Chauffeur noch Palast hatte. Das sind schlechte Zeiten für alle in der Kurie, die unsaubere Finanzgeschäfte duldeten.

Es wird damit zu rechnen sein, dass sich der neue Papst – beispielsweise zusammen mit Kardinal Turkson aus Ghana an der Spitze des Päpstlichen Rates ‚Justitia et Pax‘ – viel stärker in soziale Fragen einmischen wird. Die Wahl eines recht alten Mannes, der nur wenig jünger als Kardinal Ratzinger bei seiner Wahl zum Papst ist, macht ihn vermutlich wieder zu einem Mann des Übergangs. Allerdings ist er gesünder, als Benedikt XVI. bei seiner Wahl.

Es wurde wohl bewusst ein Papst gewählt, der nie im Vatikan gelebt hat. Das macht ihm die Lösung der anstehenden Probleme der Kurie sowohl leichter, als auch schwerer. Man darf gespannt sein, wen er zum Kardinalstaatssekretär ernannt. Für die Evangelikalen wird ein Papst aus dem Globalen Süden mehr Verständnis haben, kommen sie

doch selbst überwiegend dort her. Andererseits ist das Verhältnis der Evangelikalen und der Katholischen Kirche in Südamerika mancherorts gespannt. Der neue Papst ist hier aber in Argentinien nie als einer in Erscheinung getreten, der über die notwendige theologische Diskussion hinaus Evangelikale bekämpft oder etwa als Sektierer bezeichnete. Das macht Hoffnung auf eine Fortsetzung eines fairen theologischen Gesprächs über Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Nach meiner Teilnahme an der Einführung des Papstes und meinem kurzen Gespräch mit dem Papst am Tag darauf (das live im italienischen Fernsehen und auf Deutsch bei Phoenix zu sehen war) wurde ich in Rom von zahlreichen Medien interviewt. Ich gab auch exklusive Statements für die Medien ab. Nun wurde ich gebeten, die damals exklusiven Statements zugänglich zu machen. Hier sind meine Statements vom 21. März 2013:

„Der Papst hat seine momentan natürlich noch vorwiegend symbolischen Änderungen fortgesetzt, auch und gerade im Verhältnis zu anderen Kirchen. Dass er kurzerhand im Inaugurationsgottesdienst die Vertreter anderer ‚Kirchen‘ begrüßte, bricht mit einem jahrhundertelangen Sprachgebrauch, auch wenn davon allein die Sicht von ‚Dominus Jesus‘ nicht aufgehoben ist. Bei der Audienz der nichtkatholischen Kirchen verzichtete er auf den rotgoldenen Thron, der im Nebenraum stand und ebenso darauf, den Stuhl dann wenigstens auf ein Plateau mit zwei Stufen zu stellen. Den Ökumenischen Patriarchen nannte er seinen ‚Bruder‘. Sein Bekenntnis zur ökumenischen Zusammenarbeit und zur Notwendigkeit fortgesetzter Gespräche über theologische Gemeinsamkeiten und Unterschiede wurde deutlicher denn je formuliert und kam spürbar von Herzen.

Wie man bei der Liveübertragung sehen konnte, war die Begrüßung des Generalsekretärs der Weltweiten Evan-

gelischen Allianz, Geoff Tunnicliffe, ebenso herzlich, wie die meiner Person, und der Papst wusste genau Bescheid, mit wem er sprach. Die Evangelikalen irgendwie als eine Sorte Christen zu sehen, die man anders behandeln müsse als andere, war dem Papst völlig fremd.

In meinem kurzen Gespräch empfahl ich dem Papst, das Thema Christenverfolgung verstärkt aufzugreifen und im Vatikan institutionell zu verankern, was auf Sympathie stieß, zumal der Papst sich als Erzbischof bereits mehrfach hinter evangelikale Aktionen zugunsten inhaftierter Christen gestellt hatte. Hier erhoffe ich mir echte Fortschritte.

Als Weltweite Evangelische Allianz haben wir neben dem Papst eine Vielzahl von Gesprächen geführt. So habe ich mit den zur Papsteinsetzung angereisten deutschen Politikern ebenso gesprochen, wie mit anwesenden deutschen Kardinälen und Bischöfen, aber auch mit 11 anderen Kardinälen und Dutzenden Mitarbeitern der Päpstlichen Räte. Aber daneben gab es auch inoffizielle und offizielle Gespräche mit vielen Gästen, nicht nur der evangelischen Kirchen, sondern auch der or-

thodoxen, darunter der Ökumenische Patriarch aus Konstantinopel, weiteren Patriarchen, Erzbischöfen und Generalsekretären. Wer nur die deutsche Situation kennt, wo die Freikirchen und die Evangelische Allianz neben den beiden Großkirchen kaum in Erscheinung treten oder ernst genommen werden, kann sich kaum vorstellen, dass die Weltweite Evangelische Allianz in Rom und Genf ganz natürlich als Vertretung von 600 Millionen Christen wahr- und ernst genommen wird. Das ist nicht die Folge irgendeiner theologischen Veränderung der Evangelikalen, die auch niemand von uns erwartet, sondern ganz einfach die Folge unserer Existenz und Größe.

Im Vatikan herrscht Aufbruchsstimmung, wie uns die vielen Gespräche gezeigt haben. Natürlich wird der Papst manchen Worten und symbolischen Akten auch Taten folgen lassen müssen, aber man traut ihm zu, die von Benedikt XVI. geforderte ‚Entweltlichung‘ in Gang zu setzen, die Probleme der Kurie energisch anzupacken und jeder Art von Doppelmoral, etwa im Umgang mit sexuellem Missbrauch, den Kampf anzusagen.

**Unter anderen haben folgende Medien auf diese Statements zurückgegriffen:**

<http://www.antrimparish.com/2013/03/interfaith-leaders-see-hope-in-pope-francis/>

<http://www.explicit.net/Kirchen/Privilegien-rueckt-er-zu-Leibe-und-die-Herzen-beruehrt-er>

<http://www.idea.de/detail/thema-des-tages/artikel/evangelikale-beim-papst-rom-tritt-unter-franziskus-demuetiger-auf.html>

[http://www.thomasschirmmacher.info/wp-content/uploads/2013/04/ProKompakt\\_2013\\_12\\_Auszug.pdf](http://www.thomasschirmmacher.info/wp-content/uploads/2013/04/ProKompakt_2013_12_Auszug.pdf)

# NOCH PLÄTZE FREI?

## Wir werben für Sie!

„**glauben & denken heute** ist eine Zeitschrift für Freunde des Martin Bucer Seminars und für alle Menschen, die sich dem christlichen Glauben verbunden fühlen. 2 x im Jahr erscheint **glauben & denken heute online** und kann unter <http://gudh.eu> heruntergeladen werden. **glauben & denken heute** veröffentlicht theologische Beiträge sowie diverse Buchrezensionen.

Reservieren Sie noch heute eine Werbefläche in **glauben & denken heute** und Ihre Anzeige wird in der nächsten Ausgabe online freigeschaltet. Nähere Informationen erhalten Sie hier: [Manfred.Feldmann@bucer.de](mailto:Manfred.Feldmann@bucer.de)

Prof. Dr. John Gresham Machen

# Christentum und Liberalismus

## Kapitel „Lehre“

Im Folgenden wird ein Kapitel aus dem Buch „Christentum und Liberalismus“ von John Gresham Machen wiedergegeben. Das Buch erscheint im Juli 2013 im 3L Verlag und ist eine Übersetzung des erstmals 1923 erschienen „Christianity and Liberalism“.

Der moderne, in der Kirche vorherrschende Liberalismus, was immer man sonst über ihn sagen mag, ist schon lange kein rein akademisches Problem mehr. Er ist längst nicht mehr nur eine Angelegenheit der theologischen Seminare und Universitäten. Im Gegenteil, seine Angriffe gegen die Fundamente des christlichen Glaubens führt er mittlerweile mit Hilfe von Kindergottesdienst-Material, religiösen Zeitschriften und der Kanzel durch. Die Reaktion auf solche Angriffe kann jedoch nicht darin bestehen, sämtliche theologi-

schen Seminare zu schließen oder gar die wissenschaftsbasierte Theologie abzuschaffen, wie manche gutmeinenden Personen vorschlagen, sondern in einer ernsthafteren Suche nach Wahrheit und einer loyaleren Hingabe an diese Wahrheit, wenn sie gefunden ist.

An den theologischen Seminaren und Universitäten ist die Wurzel dieses Übels deutlicher sichtbar als in der übrigen Welt. Unter den Studenten nimmt die beruhigende Verwendung traditioneller Glaubensaussagen immer mehr ab, und die Vertreter der neuen Religion geben sich – im Gegensatz zu den Kirchenoberen – nicht einmal mehr Mühe, den Schein von Übereinstimmung mit diesen Aussagen aufrechtzuerhalten. Diese Freimütigkeit jedoch stünde allen gut an. Wenige Taktiken religiöser Lehrer haben sich nämlich als so überaus schädlich erwiesen wie das Bestreben,

jedweden Anstoß und jedwedes Ärgernis zu vermeiden. Nur zu oft kam dieses Verhalten der Unehrlichkeit gefährlich nahe. Der religiöse Lehrer ist sich der Radikalität seiner Ansichten bewusst, ist jedoch nicht bereit, seinen Platz innerhalb der Kirche aufzugeben, indem er seine Meinung vollständig und unverfälscht zum Ausdruck bringt. Wir stellen uns gegen diese Politik der Verschleierung und Beschönigung und auf die Seite solcher Menschen, die wahrhaftig sein wollen, seien es Liberale oder Konservative.

Worum geht es denn nun eigentlich im Kern bei der hier beklagten Attacke auf die Grundlagen des christlichen Glaubens? Welches sind nun die Lehren des modernen Liberalismus im Gegensatz zu denen des Christentums? Gleich zu Beginn werden wir hier mit einem Einspruch konfrontiert: „Leh-

re“, so heißt es oft, „ist unbedeutend. Die Gegenüberstellung der christlichen Lehre und der Lehre des Liberalismus kann damit überhaupt nicht von Interesse sein. Glaubensbekenntnisse sind lediglich die sich ändernden Ausdrucksformen einer einheitlichen Erfahrung der Christenheit, und, solange sie diese Erfahrung ausdrücken, alle gleich gut. Selbst wenn also die Lehren des Liberalismus so weit wie irgend möglich von denen des historischen Christentums entfernt sind, könnten sie doch im Grunde das Gleiche aussagen“.

So und ähnlich wird der heutigen Abneigung gegenüber dem Begriff „Lehre“ Ausdruck verliehen. Aber richtet sich diese Abneigung gegen die Lehre als solche, oder ist hier eher eine ganz bestimmte Lehre gemeint, die im Interesse einer anderen abgelehnt werden soll? Im Fall des Liberalismus ist zwei-

fellos die zweite Alternative zutreffend. Es gibt Lehren der liberalen Theologie, die genauso intolerant und beharrlich aufrechterhalten werden wie Lehren der überlieferten Bekenntnisse. Als Beispiele für solche liberale Lehren sind die „universelle Vaterschaft Gottes“ und die „universelle Bruderschaft des Menschen“ zu nennen. Diese Lehren stehen, wie wir noch sehen werden, im Gegensatz zur biblischen Lehre. Gleichwohl sind es Lehren, die intellektueller Verteidigung bedürfen. In seiner scheinbaren Ablehnung theologischer Lehre insgesamt ist der liberale Prediger in Wahrheit oftmals nur einer einzigen Theologie feindlich gesonnen – und hat auch deswegen die angestrebte Immunität vor theologischen Debatten noch nicht erreicht.

Manchmal dagegen ist die moderne Abneigung gegenüber Lehraussagen tatsächlich von grundsätzlicher Natur. Ob diese Ablehnung nun fundiert sein mag oder nicht, es muss jedenfalls herausgestellt werden, was sie eigentlich bedeutet. Diese Bedeutung ist nur allzu klar: sie umfasst zwangsläufig einen alles durchdringenden Skeptizismus. Wenn alle Bekenntnisse gleich wahr sind, sind sie auch, da sie sich untereinander widersprechen, alle gleich falsch oder zumindest gleich unsicher. Wir ergehen uns somit in reiner Wortklauberei. Zu behaupten, dass jeder Glaube gleich wahr ist und sich auf Erfahrung grün-

det, heißt, auf eben den Agnostizismus zurückzufallen, der vor fünfzig Jahren noch für den tödlichsten Feind der Kirche gehalten wurde. Dieser Feind ist aber nicht deshalb zum Freund geworden, weil er innerhalb unseres Lagers willkommen geheißen wurde. Denn das christliche Konzept eines Bekenntnisses ist ein völlig anderes. Ein Bekenntnis ist demnach nicht allein Ausdruck einer christlichen Erfahrung, sondern beschreibt im Gegenteil Fakten, auf denen dann Erfahrung basiert.

Aber, so wird eingewandt, das Christentum ist doch ein Lebensstil, keine Lehre. Diese Behauptung wird oft aufgestellt und kommt scheinbar gottesfürchtig daher. Sie ist jedoch grundlegend falsch, und um das festzustellen muss man nicht einmal Christ sein. Zu behaupten, das Christentum sei ein Lebensstil, bedeutet, eine geschichtliche Aussage zu treffen. Diese Aussage soll dabei kein Ideal, sondern eine Tatsache beschreiben. Es besteht daher ein großer Unterschied zwischen der Erklärung, das Christentum sei ein Lebensstil und etwa Behauptungen wie „Das Christentum sollte ein Lebensstil sein“ oder „Die ideale Religion ist ein Lebensstil“. Denn die Erklärung, dass der christliche Glaube ein Lebensstil sei, ist ebenso Gegenstand der geschichtlichen Forschung wie etwa die Behauptung, dass das Römische Reich unter Nero eine Demokratie gewesen ist. Vermutlich wäre es

dem römischen Volk um einiges besser ergangen, wenn dies tatsächlich der Fall gewesen wäre, aber die geschichtliche Wissenschaft sollte korrekterweise nur danach fragen, ob diese Herrschaft Neros tatsächlich eine Demokratie war oder nicht. Der christliche Glaube ist ein geschichtliches Phänomen, ebenso wie das Königtum Preußen, das Römische Reich oder die Vereinigten Staaten von Amerika. Als ein historisches Phänomen muss es daher auf der Basis historischer Beweise untersucht werden.

Ist es also zutreffend oder nicht, dass das Christentum keine Lehre, sondern ein Lebensstil ist? Diese Frage kann nur durch eine genaue Betrachtung der Ursprünge des Christentums beantwortet werden. Die Anerkennung dieser Tatsache hat dabei nichts mit der Akzeptanz des christlichen Glaubens zu tun, sondern vielmehr mit gesundem Menschenverstand und Ehrlichkeit. Die Basis eines jeden Unternehmens bilden die Dokumente, in denen die Aufgaben und Ziele dieses Unternehmens festgelegt werden. Es mag Ziele und Aufgaben geben, die noch um einiges erstrebenswerter sind als die festgelegten. Nutzen die Direktoren der Gesellschaft jedoch den Namen und die Intention des Unternehmens, um diese anderen Ziele zu verfolgen, überschreiten sie damit ihre Befugnisse. So ist es auch mit dem christlichen Glauben. Es ist durchaus nachvollziehbar, dass man

den ersten Mitgliedern der christlichen Bewegung nicht das Recht zuspricht, Regeln für zukünftige Generationen zu erlassen, jedoch hatten sie definitiv das Recht, die Maßstäbe für alle solche kommenden Generationen zu setzen, die sich „Christen“ nennen wollen. Es ist theoretisch denkbar, dass das Christentum irgendwann durch eine andere Religion ersetzt werden muss. Die Frage aber nach der wahren Identität des christlichen Glaubens kann nur durch eine genaue Untersuchung seiner Ursprünge beantwortet werden.

Der Beginn des Christentums kann durchaus historisch genau bestimmt werden. Die christliche Bewegung entstand wenige Tage nach dem Tod des Jesus von Nazareth. Es ist zweifelhaft, ob irgendetwas vor dem Tod Jesu als „Christentum“ bezeichnet werden sollte. Selbst wenn aber das Christentum bereits vor dem Tod Jesu existiert haben sollte, so hat es sich dabei bestenfalls um eine Vorstufe gehandelt. Der Name jedenfalls entstand in der Zeit nach Jesu Tod, und auch die Sache an sich war etwas völlig Neues. Offensichtlich gab es etwas nach der Kreuzigung, das einen wichtigen Neuanfang unter den Jüngern Jesu in Jerusalem ausgelöst hat. Zu dieser Zeit ist der Beginn der bemerkenswerten Bewegung festzustellen, die sich von Jerusalem aus in die ganze heidnische Welt ausbreitete, eine Bewegung, die „Christentum“ genannt wird. Über

die frühen Stadien dieser Bewegung sind genaue historische Informationen besonders durch die Briefe des Apostels Paulus verfügbar, die von allen seriösen Historikern als authentische Erzeugnisse der ersten christlichen Generation betrachtet werden. Der Verfasser dieser Briefe stand im direkten Kontakt mit den engsten Freunden Jesu, die in Jerusalem die christliche Bewegung angestoßen hatten. In seinen Briefen stellt er nur allzu deutlich den Charakter dieser Bewegung heraus.

Wenn sich auch nur eine Tatsache anhand dieser Beweise feststellen lässt, dann ist es die, dass das Christentum in seinem Ursprung nicht lediglich ein Lebensstil im modernen Sinne war, sondern ein Leben, das auf einer Botschaft gegründet war. Es beruhte nicht auf bloßen Gefühlen, nicht auf Werken, sondern auf einer Reihe von Fakten. Mit anderen Worten: Es beruhte auf Lehrsätzen. Ein Blick in die Paulusbriefe zeigt schnell, dass ihm Lehre offensichtlich nicht gleichgültig war. Im Gegenteil: Lehrsätze bildeten die Basis seines ganzen Lebens. Dabei ist er trotz dieser Begeisterung für Lehrsätze noch bemerkenswert tolerant gewesen. Ein bedeutendes Beispiel hierfür findet sich während seiner Gefangenschaft in Rom, nachzulesen in seinem Brief an die Philipper. Offenbar waren gewisse christliche Lehrer neidisch auf die großartigen Begabungen des Paulus. Solange er in

Freiheit lebte, nahmen sie den zweiten Platz ein. Nun, da er aber gefangen war, ergriffen sie die Gelegenheit und genossen die neu gewonnene hohe Stellung. Sie wollten Paulus, der in Fesseln lag, Kummer bereiten und predigten das Evangelium Jesu aus falschen Motiven und Neid heraus. Sie machten aus der Verkündigung einen Wettkampf zur Befriedigung ihrer eigenen niederen Bestrebungen. Es konnte wohl keine niederträchtigere Handlung geben. Doch Paulus war nicht beunruhigt davon. „Was tut's aber?“ so schreibt er gelassen. „Wenn nur Christus verkündigt wird auf jede Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich darüber. Und ich werde mich auch weiterhin freuen“ (Philipper 1,18). Das Motiv der Verkündigung war falsch, die Botschaft aber wahr. Paulus war vielmehr an dem Inhalt der Lehre interessiert als daran, wie sie präsentiert wurde. Es wird schwierig sein, ein besseres Beispiel für solch großzügige Toleranz zu finden.

Doch Paulus Toleranz war bei weitem nicht wahllos. Im Fall der Gemeinde aus Galatien beispielsweise zeigt er keinerlei Toleranz (Galater 1,8). Auch hier gab es rivalisierende Prediger, für die Paulus jedoch kein Verständnis hatte: „Aber auch wenn wir oder ein Engel vom Himmel euch ein Evangelium predigen würden, das anders ist, als wir es euch gepredigt haben, der sei verflucht!“ Was

nun ist der Grund für diese Diskrepanz in den Reaktionen des Apostels? Was ist der Grund für die großzügige Toleranz in Rom und die harsche Verurteilung in Galatien?

Die Antwort ist eindeutig. In Rom konnte Paulus gelassen reagieren, weil der Inhalt der Verkündigung der Wahrheit entsprach. In Galatien konnte er unmöglich tolerant sein, da der Inhalt der Lehre falsch war. In keinem der beiden Fälle haben persönliche Faktoren eine Rolle gespielt. Die Motive der galatischen Prediger waren alles andere als rein, und auf eine subtile Art und Weise deutet Paulus das an. Diese Tatsache war aber nicht der Grund für seinen Widerstand. Die Galater waren ohne Zweifel weit von moralischer Perfektion entfernt, aber Paulus' Haltung ihnen gegenüber wäre dieselbe gewesen, wenn es sich bei ihnen um himmlische Engel gehandelt hätte. Sein Widerstand richtete sich einzig und alleine gegen die Unrichtigkeit ihrer Verkündigung. Sie ersetzten das einzig wahre Evangelium durch eine falsche Version, die überhaupt nicht mehr Evangelium genannt werden durfte. Paulus ist nie auf den Gedanken gekommen, dass das Evangelium für einen Menschen wahr sein könnte und für den anderen nicht. Der Verblendung des pragmatischen Denkens ist er nie verfallen. Er war durch und durch von der objektiven Wahrheit des Evangeliums überzeugt, und die

Hingabe zu dieser Wahrheit war die große Leidenschaft seines Lebens. Der christliche Glaube war nicht nur ein Lebensstil, sondern auch eine Lehre, und logisch gesehen kommt die Lehre zuerst.<sup>1</sup>

Was war nun der Unterschied zwischen den Lehren des Paulus und der Lehre der Judaisten in Galatien? Was hat die erstaunliche Polemik des Galaterbriefes herausgefordert? Die moderne Kirche hätte den entscheidenden Unterschied wahrscheinlich als theologische Spitzfindigkeit eingeordnet. In vielen Dingen nämlich stimmten die Judaisten mit Paulus überein. Sie glaubten beispielsweise, dass Jesus der Messias war. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass sie der erhabenen Sicht des Paulus von der Person Christi widersprochen hätten. Ebenso sicher waren sie auch überzeugt von der tatsächlichen Auferstehung Jesu von den Toten. Sie glaubten, dass der Glaube an Christus für die Erlösung unabdingbar ist. Das Problem war, dass sie dachten, dass noch etwas Zusätzliches nötig wäre. Sie glaubten, dass das Handeln Christi zusammenkommen müsse mit den Anstrengungen des Gläubigen selbst, das Gesetz einzuhalten. Vom modernen Standpunkt aus betrachtet scheint diese Differenz relativ gering zu sein. Paulus war durchaus auch der Überzeugung, dass das Einhalten von Gottes Geboten untrennbar eng mit dem Akt des Glaubens verbunden

ist. Uneinig war man sich nur in der – logischen, vielleicht nicht einmal zeitlichen – Reihenfolge dreier Punkte.

Paulus war der Überzeugung, dass ein Mensch 1) zum Glauben an Christus findet, 2) dadurch gerechtfertigt vor Gott steht und 3) dann sofort beginnt, Gottes Gesetz zu halten. Die Judaisten hingegen waren der Ansicht, dass ein Mensch 1) an Christus glaubt, 2) versucht, die Gebote so gut es geht zu halten und dann 3) dadurch gerechtfertigt wird.

Für den modernen „praktischen“ Christen mag diese Angelegenheit als nicht greifbare Spitzfindigkeit erscheinen, kaum der Erörterung wert angesichts des weiten Bereichs der Übereinstimmung. Wie positiv hätten sich die heidnischen Städte entwickelt, wenn die Judaisten damit Erfolg gehabt hätten, dort die Beachtung der mosaïschen Gesetze durchzusetzen, inklusive der unseeligen zeremoniellen Richtlinien. Hätte Paulus nicht zusammenarbeiten müssen mit Lehrern, die einen so großen Grad der Übereinstimmung mit ihm zeigten? Hätte er hier nicht das große Prinzip der christlichen Einheit anwenden müssen?

Tatsächlich hat Paulus nichts dergleichen getan, und nur weil er (und andere) nichts Derartiges getan haben, existiert die christliche Kirche heute noch. Paulus sah ganz deutlich, dass der Unterschied zwischen seiner Lehre und der Lehre der Judaisten ein Unterschied zwischen

zwei völlig verschiedenen Arten von Religion war. Es war der Unterschied zwischen einer Religion der Leistung und einer Religion der Gnade. Wenn Christus nur einen Teil zur Erlösung beisteuern und uns den Rest überlassen würde, dann wären wir immer noch hoffnungslos unter der Macht der Sünde. Denn egal wie klein der Graben ist, der überbrückt werden muss, um die Erlösung zu erlangen, sieht ein waches Gewissen allzu klar, dass all unsere armseligen Bemühungen nicht genügen werden, um auch nur diese kleinste Brücke zu schlagen. Die schuldbewusste Seele gerät erneut in ein hoffnungsloses Grübeln darüber hinein, ob wir auch wirklich unseren Teil beigetragen haben. Und schon befinden wir uns abermals unter der Knechtschaft des Gesetzes. Ein solcher Versuch, das Werk Christi durch eigene Anstrengungen zu komplettieren, macht das Wesen des Unglaubens aus. Dies hat Paulus klar gesehen. Jesus vollbrachte entweder alles oder nichts, und unsere einzige Hoffnung besteht darin, uns voll und ganz seiner Gnade hinzugeben und ihm ein für alle Mal zu vertrauen.

Paulus hatte zweifellos Recht. Der Unterschied zwischen seiner und der Lehre der Judaisten war nicht nur eine theologische Spitzfindigkeit, sondern betraf das Zentrum des christlichen Glaubens. „Wenn ich nur eine Bitte habe, dann diejenige, dass Dein Blut für

mich vergossen wurde!“<sup>2</sup>, das war das, wofür Paulus in Galatien einstand. Diese Zeilen wären niemals verfasst worden, hätten die Judaisten sich damals durchgesetzt. Und ohne jene Aussage, die in dieser Hymne so deutlich wird, gäbe es kein Christentum.

Mit Sicherheit also war Paulus kein Vertreter eines undogmatischen Glaubens. Sein Interesse galt vor allem anderen dem objektiven und absoluten Wahrheitsgehalt seiner Botschaft. Diese Tatsache wird wohl auch von seriösen Historikern kaum bestritten werden, unabhängig davon, wie sie persönlich gegenüber dieser Religion eingestellt sind. Gelegentlich versucht der moderne, liberale Prediger einen gegenteiligen Eindruck zu erwecken, indem er die Worte des Paulus aus dem Kontext reißt und in einer Weise interpretiert, die möglichst weit vom ursprünglichen Sinn entfernt ist. Tatsächlich aber ist es sehr schwer, Paulus hier zu ignorieren. Der Anhänger des modernen Liberalismus ist bemüht, für den einfachen Christen (und sich selbst) die Illusion einer gewissen Kontinuität zwischen den liberalen Lehren und den Gedanken und dem Leben des Paulus aufrechtzuerhalten. Dieser Eindruck ist jedoch gänzlich irreführend. Paulus war nicht bloß an den allgemeinen moralischen Prinzipien Jesu interessiert, nicht nur an allgemeinen religiösen oder ethischen Prinzipien. Was ihn bewegte, war das

Erlösungswerk Jesu und dessen Konsequenz für uns Menschen. Sein Hauptinteresse galt der christlichen Lehre, und zwar nicht irgendwelchen Nebenaspekten, sondern ihrem Zentrum. Wenn der christliche Glaube also unabhängig gemacht werden soll von Lehraussagen, dann muss auch Paulus mit Stumpf und Stil vom Christentum entfernt werden.

Wo ist das Problem? Manche schrecken vor dieser Lösung nicht zurück. Wenn Paulus' Lehre nun vom Christentum getrennt werden muss, sagen sie, dann kommen wir auch ohne sie aus. Vielleicht stellt es sich ja heraus, dass Paulus durch die Einführung seiner Lehre in das Leben der christlichen Kirche das ursprüngliche Christentum verfälscht hat, das von Lehre genauso unabhängig war, wie es sich der moderne liberale Prediger nur wünschen kann?

Diese Lösung wird ganz klar durch geschichtliche Beweise zunichtegemacht. Das Problem kann nicht auf solch einfache Weise gelöst werden. Es sind bereits unzählige Versuche unternommen worden, die Lehre des Paulus von der Lehre der Jerusalemer Urgemeinde zu trennen. Paulus wurde nachgesagt, ein völlig neues Prinzip in die christliche Bewegung eingebracht zu haben oder gar, der Gründer einer völlig neuen Religion gewesen zu sein<sup>3</sup>. Alle diese Versuche sind jedoch fehlgeschlagen. Die paulinischen Briefe selber zeugen von einer fundamentalen Einheit zwischen

Paulus und den Weggefährten Jesu, und die ganze frühe Geschichte der christlichen Kirche wäre ohne eine solche Einheit unerklärlich. Was also den lehrhaften Charakter des Christentums betrifft, hat Paulus sicher nichts Neues erfunden.

Diese Tatsache folgt aus seiner Beziehung zur Jerusalemer Gemeinde, über die in den jeweiligen Briefen berichtet wird, und sie wird besonders deutlich in dem kostbaren 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes, in dem Paulus die Tradition, die er von der Urgemeinde empfangen hat, zusammenfasst.

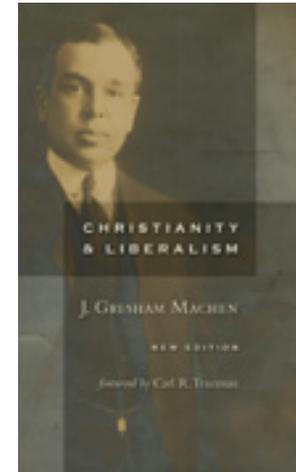
Was also ist der Inhalt der Lehre der Urgemeinde? Lehrte sie ein generelles Prinzip des Vaterseins Gottes oder der Brüderlichkeit der Menschen? Lehrte sie eine diffuse Bewunderung für die Persönlichkeit Jesu, wie sie in der modernen Kirche vorherrscht? Nichts könnte weiter entfernt sein von den Tatsachen. „Christus starb für unsere Sünden“, erklärten die ersten Jünger, „nach der Schrift; er ist begraben worden und er ist auferstanden am dritten Tage nach der Schrift“. Von Anfang an bestand das christliche Evangelium – wie auch der Name „Evangelium“, das heißt „Gute Nachricht“, impliziert – aus einem Bericht über etwas, das geschehen war. Und von Anfang an wurde die Bedeutung dessen, was da geschehen ist, überliefert. Und die Überlieferung dieser Bedeutung war: christliche Lehre. „Christus starb“ – das ist Geschichte. „Christus starb für unsere Sün-

den“ – das ist Lehre. Ohne diese beiden Elemente, verbunden in unauf löslicher Einheit, gibt es kein Christentum.

Es ist auch vollkommen klar, dass die ersten christlichen Missionare ihre Arbeit nicht etwa mit einem Mahnruf begonnen haben. Sie predigten nicht: „Jesus von Nazareth führte ein wundervolles Leben voller brüderlicher Frömmigkeit und wir appellieren an euch als unsere Hörer, euch dem Bann dieses Lebens voll und ganz hinzugeben, so wie wir es auch getan haben.“ Mit Sicherheit haben viele moderne Historiker genau solche Aussagen von den ersten Missionaren erwartet, aber es muss hier und jetzt festgehalten werden, dass sie ganz und gar nicht auf diese Art und Weise vorgegangen sind. Sie denken: „Möglicherweise haben die Jünger Jesu nach der Katastrophe seines Todes in der Stille über seine Lehre meditiert. Sie mögen sich gesagt haben, dass ‚Unser Vater, der Du bist im Himmel‘ eine wunderbare Art ist, Gott anzusprechen, auch wenn derjenige, der sie dieses Gebet gelehrt hatte, tot war. Sie haben sich womöglich verzweifelt an die ethischen Prinzipien Jesu geklammert, in der unbestimmten Hoffnung, dass dessen Existenz vielleicht über das Grab hinausgehen könnte.“ Dem modernen Menschen mögen solche Gefühlsregungen ganz natürlich vorkommen. Petrus aber und Jakobus und Johannes kamen sie nicht in den Sinn. Jesus hatte in ihnen große Hoffnungen geweckt.

## John Gresham Machen

John Gresham Machen wurde am 28. Juli 1881 in Baltimore geboren. Sein Vater war Anwalt. Seine Mutter hatte einen presbyterianischen Hintergrund und erzog ihren Sohn von klein auf im Westminster Katechismus. Der intellektuell sehr talentierte John Gresham erhielt eine gute Ausbildung und lernte bereits in der Schulzeit Griechisch und Latein. ■ Im Jahr 1898 nahm er sein Studium an der Johns Hopkins University auf und wurde aufgrund seiner Gelehrsamkeit in die Phi-Beta-Kappa-Gemeinschaft gewählt. Weiterhin studierte er an der Princeton University, am Princeton Seminary sowie in Marburg und Göttingen, wo er mit dem theologischen Liberalismus in Berührung kam, der ihn in Glaubenszweifel stürzte, ihn letztlich aber zu einer Verwerfung und Ablehnung des Liberalismus veranlasste. ■ Nach seiner Rückkehr in die USA wurde Machen 1906 zunächst Dozent und dann 1914 Assistenzprofessor für



Neues Testament am Princeton Seminary. Unter anderem mit seinen Werken „The Origin of Paul’s Religion“ (1920), „Christianity and Liberalism“ (1923) und „The Virgin Birth of Christ“ (1930) entwickelte er sich zu einer der führenden konservativen Stimmen in der fundamentalistisch-modernistischen Kontroverse des frühen 20. Jahrhunderts in der amerikanischen Presbyterianischen Kirche. ■ Im Zuge der Liberalisierung theologischer Ausbildungsstätten und Werke wurde Machen zum Mitbegründer des Westminster Theological Seminary (1929) und der Orthodox Presbyterian Church. ■ John Gresham Machen, dessen körperlich Konstitution wohl nicht die beste war und der ständig an den Grenzen seiner Belastbarkeit lebte, starb am ersten Januar 1937 an einer Lungenentzündung. Kurz vor seinem Tod schrieb er in einem Telegramm: „Ich bin so dankbar für den aktiven Gehorsam Christi. Keine Hoffnung ohne ihn.“

Diese Hoffnungen waren mit ihm am Kreuz gestorben und begraben worden. Grübeleien über die generellen Prinzipien von Religion und Ethik waren kaum stark genug, um diese Hoffnungen wiederzubeleben. Die Jünger Jesu waren ihrem Herrn offensichtlich in allem weit unterlegen. Sie hatten seine erhabenen geistlichen Lehren nicht begriffen, sondern selbst inmitten der ernstesten Krisen über erstrebenswerte Posten im kommenden Königreich gestritten. Welche Hoffnung gab es, dass solche Männer Erfolg haben könnten, wenn sogar ihr Meister scheinbar gescheitert war? Selbst als Jesus noch unter ihnen weilte, waren sie machtlos. Nun, da er ihnen genommen war, war auch das letzte bisschen Kraft verschwunden.<sup>4</sup>

Dennoch haben diese schwachen, entmutigten Männer innerhalb weniger Tage nach dem Tod ihres Herrn die wichtigste geistliche Bewegung ins Rollen gebracht, die die Welt jemals gesehen hat. Was nun hat diese erstaunliche Veränderung hervorgebracht? Was war es, das diese schwachen und feigen Jünger in die geistlichen Eroberer der Welt verwandelt hat?

Ohne Zweifel war es nicht bloß die Erinnerung an das Leben Jesu, denn diese Erinnerung war eher eine Quelle der Trauer als der Freude und Kraft. Offenbar haben die Jünger Jesu in den wenigen Tagen zwischen der Kreuzigung und dem Beginn ihrer Arbeit in Jerusa-

lem eine neue Ausrüstung für ihre bevorstehende Aufgabe empfangen. Worin diese Ausrüstung bestand, oder zumindest das herausragende Element dieser Ausrüstung (ganz zu schweigen von dem Geschenk, das die Jünger gemäß dem christlichen Glauben an Pfingsten empfangen), das liegt auf der Hand. Die große Waffe, mit der die Jünger Jesu auszogen, um die Welt zu erobern, war nicht das bloße Verständnis ewiger Prinzipien. Es war eine geschichtliche Botschaft, der Bericht über etwas, das sich in unmittelbarer Vergangenheit ereignet hatte, es war die Nachricht: „Er ist auferstanden!“<sup>5</sup>

Diese Nachricht von der Auferstehung stand nicht isoliert für sich. Sie war verbunden mit dem Tod Jesu, der nun nicht mehr als Niederlage gesehen wurde, sondern als triumphaler Akt der göttlichen Gnade. Sie war verbunden mit dem gesamten Wirken Jesu auf dieser Erde. Das Kommen Jesu wurde nun endlich als das verstanden, was es war: als Eingreifen Gottes zur Rettung der Menschen. Die Urgemeinde beschäftigte sich also nicht nur mit den Worten Jesu, sondern auch – und primär – mit seinen Taten. Die Welt sollte gerettet werden durch die Verkündigung eines Ereignisses. Mit diesem Ereignis einherging die Bedeutung des Ereignisses für uns. Und die Darlegung des Ereignisses inklusive seiner Bedeutung war „Lehre“. Diese beiden Elemente zusammenge-

nommen machen die christliche Botschaft aus. Die Darlegung von Fakten ist Geschichte. Die Darlegung der Fakten und die Erklärung ihrer Bedeutung hingegen ist Lehre.

„Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben“ – das ist Geschichte. „Er liebte mich und gab sich selbst für mich“ – das ist Lehre. Davon geprägt war das Christentum der Urgemeinde. Manche werden nun wie folgt argumentieren: „Selbst wenn die christliche Urgemeinde sich auf die Lehre stützte, so können wir uns doch davon emanzipieren und uns nur an Jesus halten. Wir haben ja schon eingeräumt, dass, wenn man die Lehre aufgeben will, auch Paulus aufgegeben werden muss. So muss jetzt vielleicht eingeräumt werden, dass, wenn man die Lehre aufgeben will, auch die Urgemeinde mit ihrer Nachricht von der Auferstehung aufgegeben werden sollte. Denn möglicherweise können wir in Jesus selbst das finden, was wir uns wünschen, nämlich eine einfache und eben nicht lehrhafte Religion.“ Eben dieses Gedankengut steht hinter dem modernen Schlagwort „Zurück zu Christus“.

Müssen wir aber wirklich einen Schritt in diese Richtung gehen? Es wäre in der Tat ein außergewöhnlicher Schritt. Eine Weltreligion bezog ihre ganze Kraft aus der frohen Botschaft des erlösenden Werkes Jesu. Ohne diese Botschaft wären Jesus und seine Jünger

bald vergessen worden. Dieselbe Nachricht mit all ihren Konsequenzen ist seit Jahrhunderten das Herzstück des Christentums. Trotzdem wird von uns verlangt anzunehmen, dass das Element, das dem christlichen Glauben seit jeher seine Kraft verliehen hat, versehentlich zustande gekommen ist, dass die Initiatoren der christlichen Glaubensbewegung das Leben und Werk ihres Meisters völlig falsch verstanden haben und dass wir, als moderne Menschen, so langsam begreifen, was damals schiefgelaufen ist.

Selbst wenn eine solche Sicht der Dinge korrekt wäre und Jesus selbst eine Religion wie den modernen Liberalismus gelehrt hätte, so ist dennoch zweifelhaft, ob der darauf beruhende Glaube tatsächlich „christlich“ genannt werden dürfte. Der Begriff „Christ“ wurde nämlich erst verwendet, nachdem diese vermeintlichen Irrwege längst eingeschlagen waren. Es ist daher mehr als fragwürdig, wenn ein Begriff, der seit Jahrhunderten so fest mit einem bestimmten Glauben verbunden war, jetzt auf eine andere Religion angewendet werden soll. Wenn die ersten Jünger damals tatsächlich so radikal von den Lehren ihres Herrn abgewichen sind, so würde uns eine präzise Verwendung der Terminologie zu dem Schluss führen müssen, dass Jesus wohl nicht der Gründer des Christentums gewesen ist, sondern schlichtweg der Gründer einer simplen Religion ohne Lehrsätze, die lange Zeit vergessen war und heute durch

den modernen Menschen neu entdeckt worden ist. Selbst dann würde der Gegensatz zwischen Christentum und der liberalen Theologie bestehen bleiben.

Tatsächlich aber wird sich eine solche Sicht der Dinge niemals durchsetzen, denn es entspricht schlichtweg nicht der Wahrheit, dass die Jünger von den Lehren ihres Meisters abgewichen sind, indem sie die christliche Bewegung auf ein bestimmtes Ereignis gründeten. Denn Jesus hat genau dasselbe getan. Jesus gab sich nicht damit zufrieden, ethische und religiöse Prinzipien zu formulieren. Das Bild eines Jesus, der wie Konfuzius ein paar weise Maximen über das richtige Verhalten von sich gibt, mag H. G. Wells zufriedenstellen, der sich auf oberflächliche Art und Weise mit historischen Fragestellungen befasst, es verschwindet aber, sobald man wirklich ernsthafte Forschung betreibt. „Kehrt um, denn das Reich Gottes ist nahe!“ Das waren Jesu Worte. Die Botschaft, die Jesus in Galiläa verkündete, bestand in der Ankündigung des kommenden Königreiches Gottes. Jesus sah dieses Kommen des Reiches Gottes als ein Ereignis, oder vielmehr als eine Kette von Ereignissen. Ohne Zweifel hielt er das Reich Gottes ebenfalls für eine gegenwärtige Realität in den Herzen der Menschen. In gewissem Sinne repräsentierte er gar dieses Königreich als ein bereits präsent Reich. Ohne Berücksichtigung dieser Tatsache werden wir

Jesu Worte nicht korrekt interpretieren. Wir dürfen aber ebenso wenig den anderen Aspekt ausklammern, nach dem das Kommen des Reiches Gottes von bestimmten, katastrophalen Ereignissen begleitet wird. Wenn aber Jesus nun das Kommen des Reiches in der Abhängigkeit zu einem bestimmten Ereignis sah, so war seine Lehre in einem entscheidenden Punkt der Lehre der Urgemeinde ähnlich. Weder er noch die Kirche zählten einfach generelle und permanente religiöse Prinzipien auf, sondern machten ihre Botschaft abhängig von einem tatsächlichen Geschehen. Der einzige Unterschied ist, dass nach Jesu Lehre das Ereignis noch in der Zukunft lag, während die Jerusalemer Gemeinde den Standpunkt vertrat, dass zumindest der erste Akt des Geschehens bereits Vergangenheit war. Jesus verkündete das Ereignis als kommend, die Jünger als teilweise vergangen. Das Wichtige an dieser Stelle ist jedoch, dass sowohl Jesus als auch die Jünger ein Ereignis verkündeten. Jesus war also sicher nicht nur jemand, der von dauernden Wahrheiten redete, wie der moderne liberale Prediger. Er war sich vielmehr bewusst, dass er an dem größten Wendepunkte aller Zeiten stand, an einem Punkt, wo etwas geschehen sollte, was so noch nie geschehen war. Jesus kündigte allerdings nicht nur das Ereignis an, er lieferte auch die Deutung des Ereignisses gleich mit. Dabei ist selbstverständlich,

dass dessen volle Bedeutung erst erfasst werden konnte, nachdem es stattgefunden hatte.

Wenn Jesus also gekommen ist, um ein Ereignis anzukündigen und es dann selbst zu bewirken, dann haben sich die Jünger gerade nicht von seinen Absichten gelöst, wenn sie die Bedeutung dieses Ereignisses dann deutlicher erklärt haben, als es während der Zeit möglich war, die der Vorbereitung dieses Ereignisses diente, die Zeit des irdischen Dienstes ihres Meisters. Denn Jesus selbst hatte, im Weg der Prophezeiung, die Bedeutung dieses großen Ereignisses erklärt, das eine völlig neue Ära begründen sollte.

Dies gilt jedenfalls dann, wenn die Worte, die ihm die Evangelien zuschreiben, wirklich die seinen waren. Doch selbst wenn das vierte Evangelium nicht akzeptiert wird und die anderen drei mit radikalstmöglicher Kritik behandelt werden, ist es dennoch unmöglich, diesen Aspekt der Lehre Jesu loszuwerden. Die bedeutsamen Worte, die Jesus zur Zeit des letzten Abendmahls im Angesicht seines nahen Todes zugeschrieben werden und seine Äußerung in Markus 10,45 („Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele“), sind in der Tat Gegenstand heftigster Debatten. Denn es ist schwierig, diese Aussage als authentisch anzunehmen und dennoch den „modernen Jesus“ aufrechtzuerhal-

ten. Es ist allerdings ebenso schwierig, sie durch kritische Theorien loszuwerden. Der Punkt, mit dem wir uns hier befassen wollen, ist jedoch von allgemeinerer Natur als die Authentizität dieser wertvollen Worte.

Wir wollen festhalten, dass Jesus sich nicht damit zufriedengegeben hat, generelle religiöse Prinzipien zu verkündigen. Er hat ein kommendes Ereignis angekündigt, und das nicht, ohne dessen Bedeutung zumindest teilweise darzulegen. Als er aber nun diese Bedeutung erklärte – gleichgültig, wie kompakt er das getan haben mag –, überschritt er automatisch die Grenze zwischen einer undogmatischen Religion (oder einer dogmatischen Religion, die ausschließlich ewige Prinzipien lehrt) und einem Glauben, der in historischen Fakten verwurzelt ist. So entstand ein großer Graben zwischen Jesus und dem modernen philosophischen Liberalismus, der heute zu Unrecht seinen Namen trägt.

Die Verkündigung Jesu war zudem noch auf eine andere Art und Weise mit Lehrsätzen verbunden, denn sie basierte auf einer erstaunlichen Präsentation der Person Jesu selbst. Öfter wird behauptet, Jesus hätte sich selbst aus seinem Evangelium ausgeklammert und sei lediglich als höchster Prophet Gottes aufgetreten. Doch diese Behauptung hat ihre Ursprünge in dem liberalen Konzept des Lebens Jesu. So gängig sie auch sein mag, ist sie dennoch von Grund auf

falsch. Es ist interessant zu beobachten, wie die liberalen Historiker, wenn sie die Quellen sorgfältig analysieren, selbst zugeben müssen, dass der wahre Jesus nicht so gewesen ist, wie sie sich ihn gewünscht hätten.

Ein Houston Stewart Chamberlain kann Jesus als Vertreter einer im Grunde gestaltlosen Religion ohne Lehrsätze konstruieren.<sup>6</sup> Kompetente Historiker jedoch müssen widerwillig zugeben, dass die reale Person Jesu Eigenschaften aufwies, die nicht in eine solche Schublade passen. Für solche liberalen Forscher ist an Jesus, wie es Heitmüller bezeichnend ausgedrückt hat, „etwas fast unheimliches“<sup>7</sup>.

Dieses „unheimliche“ Element in Jesus findet sich in seinem messianischen Selbstbewusstsein. Es ist eine seltsame Tatsache, dass dieser nach liberalen Vorstellungen bloße Lehrer der Gerechtigkeit, dieser klassische Vertreter einer undogmatischen Religion, die allen anderen historischen Religionen angeblich zugrunde liegen soll, sobald die dogmatischen Behauptungen aus ihnen entfernt wurden – seltsame Tatsache ist es, dass dieser Enthüller ewiger Wahrheit von sich behauptete, die Hauptperson einer kommenden weltweiten Katastrophe und Richter der ganzen Welt zu sein. Dies ist die gewaltige Art, auf die Jesus sich zum Messias erklärt.

Es ist durchaus interessant zu sehen, wie moderne Menschen mit dem messianischen Bewusstsein Jesu umgegangen

sind. Manche, wie etwa H. G. Wells, haben es schlichtweg ignoriert.<sup>8</sup> Ohne auch nur ansatzweise zu diskutieren, ob dieses Bewusstsein historisch ist oder nicht, haben sie es kurzerhand so behandelt, als ob es nicht existieren würde und nicht zugelassen, dass es sie bei der Konstruktion ihres „Weisen von Nazareth“ stört. Die Figur Jesus, die daraus entsteht, mag dazu nützlich sein, moderne Programme aufzulegen und sie mit der Heiligkeit seines Namens zu schmücken. Herr Wells mag es erbaulich finden, Jesus mit Konfuzius in einer Bruderschaft der wohlthuenden Unklarheiten zu verbinden. Was aber ein für alle Mal verstanden werden muss, ist, dass ein solcher Jesus ganz und gar nicht historisch ist. Er ist eine imaginäre Figur, ein Symbol, aber keine Tatsache.

Andere Kritiker wiederum haben auf eine etwas ernster zu nehmende Art und Weise immerhin das Problem anerkannt, es jedoch geschickt zu vermeiden versucht, indem sie verleugnet haben, dass Jesus jemals von sich als dem Messias gesprochen hat. Diese Verleugnung haben sie nicht auf bloße Annahmen gestützt, sondern auf kritische Untersuchungen der geschichtlichen Quellen. So hat es beispielsweise W. Wrede versucht,<sup>9</sup> und obwohl dieser Versuch durchaus brillant war, hatte er im Ergebnis keinen Erfolg. Das messianische Bewusstsein Jesu wird nicht nur durch Dokumente belegt, sondern ist auch Grundlage der gesamten Kirche. Wenn, wie J. Weiß so treffend

darlegt,<sup>10</sup> die Jüngern vor der Kreuzigung Jesu nur gewusst hätten, dass das Königreich Gottes im Kommen begriffen war und Jesus tatsächlich seine eigene Rolle hierin verschwiegen hätte, warum haben die Jünger dann nicht einfach, nach einer gewissen Trauerzeit, gesagt: „Trotz seines Todes wird das Reich, das er vorausgesagt hat, wahrhaftig kommen“? Wieso sagten sie stattdessen: „Trotz seines Todes: Er ist der Messias“? Ob man also das Zeugnis der Evangelien als Ganzes ernst nimmt oder ihm, wie der moderne Naturalismus, kritisch gegenübersteht, von keinem Standpunkt aus kann nun noch geleugnet werden, dass Jesus sich als den Messias gesehen hat. Und je genauer man die Berichte der Evangelien über Jesus betrachtet, umso mehr wird deutlich, dass sie durchdrungen sind von seinem messianischen Bewusstsein. Selbst die Stellen, die für rein ethisch gehalten werden, basieren gänzlich auf den erstaunlichen Ansprüchen Jesu. Die Bergpredigt ist hierfür ein gutes Beispiel.

Heutzutage ist es geradezu eine Modeerscheinung, die Bergpredigt dem Rest des Neuen Testaments gegenüberzustellen. Da wird gesagt: „Wir wollen nichts mit Theologie, Wundern, Sündenvergebung oder mit Himmel und Hölle zu tun haben. Die Goldene Regel als Leitfaden reicht uns völlig aus. In den simplen Prinzipien der Bergpredigt finden wir die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme.“ Nach Lage der Dinge aber ist

es eher befremdlich, etwas Derartiges zu äußern. Ist es nicht eher herabwürdigend für Jesus, zu behaupten, dass er bis auf einen kleinen Teil der von ihm überlieferten Worte nichts gesagt haben soll, das sich festzuhalten lohnt? Die Bergpredigt enthält viel mehr, als manche Menschen vermuten. Viele behaupten, sie enthalte keine Theologie, tatsächlich aber besteht sie aus einer Theologie überwältigender Natur, denn sie beschreibt die Person Jesu auf die wohl erhabenste Art und Weise, die nur möglich ist. Die gesamte Predigt ist durchdrungen von der offenkundigen Autorität Jesu, die in den Worten „Ich aber sage Euch!“ deutlich wird. Er stellte seine eigenen Worte auf eine Stufe mit Worten, die er selbst für Heilige Schrift hielt. Er beanspruchte das Recht, Gesetze für das Königreich Gottes zu erlassen. Nicht gelten lassen können wir den Einwand, dass diese Autorität nur durch das prophetische Bewusstsein Jesu bedingt gewesen sei, also durch ein bloßes Vorrecht, im Namen Gottes zu sprechen, wie der Geist es führt. Denn welcher menschliche Prophet nahm es sich je heraus, so zu reden? Die Propheten sagten: „So spricht der Herr!“ Jesus sprach: „Ich aber sage!“ Wir haben es hier mit keinem bloßen Propheten zu tun, mit keinem besonders demütigen Vertreter des Willens Gottes, sondern mit einer gewaltigen Person, die sich in einer Art und Weise äußert, die für jeden anderen absurd und abstoßend wäre.

Derselbe Sachverhalt begegnet uns in Matthäus 7,21–23: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen böse Geister ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Wunder getan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie gekannt; weicht von mir, ihr Übeltäter!“ Dieser Text ist oftmals eine Lieblingspassage moderner, liberaler Prediger, denn sie wird – falsch zwar, aber plausibel – so ausgelegt, als ob ein Mensch nur die Pflichten seinem Nächsten gegenüber erfüllen müsse, um zu Gott zu gelangen, statt irgendwelchen Bekenntnissen zuzustimmen oder eine direkte Beziehung zu Jesus zu haben. Haben aber jene, die diese Stelle so triumphierend zitieren, jemals darüber nachgedacht, dass in derselben Passage das ewige Schicksal der Menschen von dem Richterspruch Jesu abhängig gemacht wird? Jesus stellt sich hier als derjenige vor, der auf dem Richterstuhl sitzen wird, um die gesamte Erde zu richten, ausgestattet mit der Macht, wen immer er will von der Herrlichkeit seiner Gegenwart zu trennen. Gibt es ein Bild, das noch weiter entfernt sein könnte von dem Bild des demütigen Lehrers der Gerechtigkeit, das den mo-

dernen Theologen so zusagt? Wir sehen, dass es unmöglich ist, der Theologie zu entfliehen, selbst in speziell ausgewählten Passagen der Bergpredigt. Eine ganz erstaunliche Theologie, mit Jesu eigener Person im Zentrum, ist die Voraussetzung seiner ganzen Lehre.

Aber kann diese Theologie nicht doch noch entfernt werden? Können wir nicht dieses bizarre theologische Element, das sich in die Bergpredigt eingeschlichen hat, einfach ignorieren und uns auf den ethischen Teil der Rede konzentrieren? Diese Frage ist vom Standpunkt des modernen Liberalismus aus völlig verständlich. Sie muss aber mit einem leidenschaftlichen „Nein“ beantwortet werden. Denn Fakt ist, dass der ethische Aspekt der Rede, isoliert vom Rest der Predigt, nicht funktionieren kann. Die sogenannte „Goldene Regel“ stellt ein gutes Beispiel hierfür dar: „Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst“ – ist das eine Regel die, universell angewendet, alle gesellschaftlichen Probleme lösen wird? Eine kleine Begebenheit wird schnell zeigen, dass dies nicht der Fall ist. Versuche etwa, einem Alkoholiker zu helfen, von seiner schlimmen Sucht loszukommen, und du wirst schnell an den Punkt kommen, an dem du an der modernen Interpretation der Goldenen Regel zweifeln wirst. Das Problem liegt nämlich darin, dass die Freunde des Süchtigen diese Regel nur allzu gewissenhaft anwenden. Sie

tun für ihn genau dasselbe, was sie von ihm auch erwarten würden – sie kaufen ihm Alkohol. So wird die Goldene Regel zu einem mächtigen Hindernis auf dem Weg zu moralischem Fortschritt. Das Problem liegt dabei nicht in der Regel selbst, sondern in ihrer modernen Interpretation. Der Irrtum liegt in der Annahme, die Goldene Regel sei, wie auch der Rest der Bergpredigt, an die gesamte Welt gerichtet. Tatsächlich jedoch ist die Rede ausdrücklich an die Jünger Jesu adressiert, die auf das Deutlichste vom Rest der Welt unterschieden werden. Die Menschen, an die diese Goldene Regel gerichtet ist, sind also Menschen, in denen eine große Veränderung geschehen ist, eine Veränderung, die sie fähig macht für den Eintritt in das Reich Gottes. Solche Menschen alleine werden rein in ihrem Verlangen sein, und nur sie alleine können andere ungefährdet so behandeln, wie sie von ihnen behandelt werden wollen, denn das Verhalten, das ihnen gegenüber wunschgemäß an den Tag gelegt werden soll, ist hochstehend und rein.

So liegt es mit der gesamten Bergpredigt. Das neue Gesetz der Bergpredigt kann, für sich betrachtet, nur Verzweiflung hervorbringen. Umso seltsamer ist daher die Selbstzufriedenheit, mit der Menschen behaupten, die Goldene Regel und die ethischen Prinzipien Jesu seien alles, was sie brauchen. Tatsächlich aber sind wir alle erledigt, wenn die Vo-

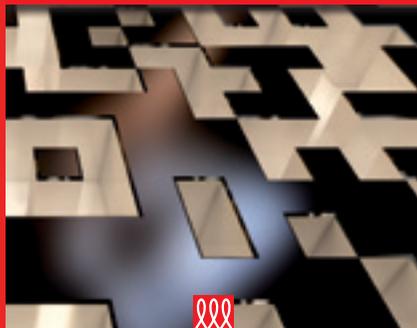
oraussetzungen des Eintritts in das Reich Gottes so sind, wie Jesus sie beschreibt. Wir sind nicht einmal zu der äußerlichen Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer gelangt, wie sollten wir also fähig sein, die Gerechtigkeit des Herzens zu erreichen, die Jesus fordert? Auf diese Weise treibt die Bergpredigt, korrekt interpretiert, die Menschen auf die Suche nach einem göttlichen Heilsplan, durch den es möglich wird, ins Reich Gottes zu gelangen. Schon Mose überfordert uns! Wer sollte dann vor dem noch höheren Gesetz Jesu bestehen können, ohne verdammt zu werden? Die Bergpredigt führt, wie auch das übrige Neue Testament, direkt zum Fuß des Kreuzes.

Auch die Jünger, an die die Rede Jesu zunächst gerichtet war, wussten genau, dass sie mehr als bloße Ratschläge benötigten, um den Weg zu gehen, den sie gehen sollten. Nur eine oberflächliche Auslegung der Evangelien kann zu dem Schluss führen, dass die Beziehung zwischen Jesus und seinen Jüngern lediglich die eines Lehrers zu seinen Schülern war. Als Jesus sagte (Matthäus 11,28): „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“, sprach er nicht als Philosoph, der seine Schüler zusammenruft, sondern als jemand, der im Besitz eines großen Vorrats göttlicher Gnade ist. Und so viel jedenfalls war auch seinen Jüngern klar. Sie wussten tief im In-

## NEUERSCHEINUNG im Juli



### Christentum und Liberalismus Wie die liberale Theologie den Glauben zerstört



John Gresham Machen. Christentum und Liberalismus: Wie die liberale Theologie den Glauben unterwandert. 3L Verlag, 2013. Paperback. ISBN 978-3-941988-44-6. 12,50 Euro.

# BUCHTIPP

nersten genau, dass sie es nicht verdienen, in das Reich Gottes zu gelangen. Sie wussten auch, dass nur Jesus ihnen den Eintritt in dieses Reich verschaffen konnte. Sie konnten zwar noch nicht vollkommen begreifen, wie genau Jesus sie zu Kindern Gottes machen würde, aber sie wussten, dass er es vermochte, und nur er allein. Dieses Vertrauen ist in der Theologie der großen christlichen Bekenntnisse erwartungsvoll enthalten.

An diesem Punkt könnte sich nun Widerspruch regen. Der moderne Theologe mag sagen: „Sollten wir nicht zu diesem simplen Vertrauen der Jünger zurückkehren? Wollen wir nicht aufhören zu analysieren, ‚wie‘ Jesus rettet und ihm dieses ‚wie‘ überlassen? Welchen Sinn ergibt es, Begriffe wie ‚Vorherbestimmung‘, ‚Rechtfertigung‘, ‚Annahme‘ und ‚Heiligung‘ und den Nutzen, den sie bringen, zu definieren? Ist es wirklich vonnöten, die Schritte des Erlösungswerks Christi einzeln nachzuvollziehen, wie es die Gemeinde in Jerusalem getan hat? Warum muss man unbedingt bekennen (1. Korinther 15,3), dass ‚Christus gestorben ist für unsre Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift‘? Sollten wir unser Vertrauen nicht vielmehr in eine Person statt in eine Botschaft setzen, in Jesus selbst statt in seine Taten, in Jesu Charakter statt in seinen Tod?“

Plausible Worte sind das, in der Tat. Plausibel – und mitleiderregend vergeblich. Sind wir wirklich in der Lage, nach Galiläa zurückzukehren? Sind wir wirklich in derselben Situation wie die Zeitgenossen Jesu? Können wir ihn zu uns sagen hören: „Deine Sünden sind dir vergeben“? Das sind ernste Fragen, die nicht ignoriert werden können. Fakt ist, dass Jesus von Nazareth vor neunzehn Jahrhunderten gestorben ist. Für die Bewohner Galiläas im ersten Jahrhundert war es möglich, ihm zu vertrauen. Ihnen bot er seine Hilfe an. Für sie waren die Probleme des Lebens einfach zu lösen. Sie mussten sich lediglich durch die Menschenmenge drängen, um ihn zu sehen, oder ein Bett durch das Dach eines Hauses in Kapernaum herablassen, und schon waren sie am Ziel. Wir hingegen sind durch neunzehn Jahrhunderte von dem getrennt, der allein uns helfen könnte. Wie können wir die Kluft der Zeit überbrücken, die uns von Jesus trennt? Manche Menschen überbrücken diese Kluft durch den simplen Gebrauch der Vorstellungskraft. Sie sagen sich schlichtweg: „Jesus ist nicht tot. Er lebt weiter durch seine Worte und Taten. Wir brauchen sie nicht einmal alle zu glauben, ein Teil davon genügt auch. Die wundervolle Persönlichkeit Jesu scheint durch das Evangelium. Also kann man Jesus auch heute noch kennenlernen. Wir sollten uns einfach – ohne Theologie, ohne Kontroversen,

ohne Fragen nach den Wundern – seinem Zauber hingeben, dann wird er uns schon heilen.“

Hierin liegt eine gewisse Plausibilität. Es soll gerne eingeräumt werden, dass Jesus in den Berichten der Evangelien weiterlebt. Diese Erzählungen vermitteln kein lebloses Bild, sondern den Eindruck einer lebendigen Person. Wir können, während wir die Geschichten lesen, immer noch das Staunen der Menschen von Kapernaum teilen, als sie das erste Mal die neuen Lehren Jesu hörten. Wir können sympathisieren mit dem Glauben und der Hingabe der kleinen Gruppe von Jüngern, die ihn nicht verließ trotz der radikalen Elemente seiner Predigten. Wir können uns mitfreuen mit den Menschen, die von geistiger und körperlicher Krankheit befreit wurden. Wir können die wundervolle Liebe und Barmherzigkeit desjenigen schätzen lernen, der gesandt wurde, um zu suchen, was verloren ist. Tatsächlich, eine herrliche Geschichte ist das, keineswegs tot, sondern pulsierend mit Leben auf jeder Seite.

Mit Sicherheit ist der Jesus der Evangelien eine reale, eine lebendige Person. Aber dies ist nicht die einzige zu klärende Frage. Wir schreiten hier zu schnell voran. Jesus lebt im Evangelium – so viel soll festgehalten werden. Aber wie können wir, Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, in eine lebendige Beziehung zu ihm treten? Er starb vor neun-

zehn Jahrhunderten. Das Leben, das er jetzt in den Evangelien lebt, ist nichts als sein altes Leben, wieder und wieder erlebt. In diesem Leben haben wir keinen Platz. In diesem Leben sind wir Zuschauer, aber keine Teilnehmer. Das Leben, das Jesus in den Evangelien lebt, ist für uns das unechte Leben eines Theaterstücks. Still sitzen wir vor der Bühne und schauen dem fesselnden Drama des Evangeliums zu, verfolgen die Geschichten von Vergebung, von Heilung und Liebe, von Mut und hohem Bestreben. Mit andachtsvoller Aufmerksamkeit nehmen wir die Schicksale der Menschen auf, die mühselig und beladen zu Jesus kamen und endlich Ruhe und Frieden fanden. Eine Zeit lang vergessen wir unsere eigenen Sorgen. Aber plötzlich fällt der Vorhang, das Buch wird geschlossen und wieder einmal müssen wir dem stumpfsinnigen Einerlei unseres Alltags nachgehen. Verschwunden sind Wärme und Frohsinn einer idealen Welt – und die Realität, die sie ersetzt, scheint doppelt hart.<sup>11</sup> Wir leben nun nicht mehr die Leben von Petrus, Johannes oder Jakobus, sondern unsere eigenen Leben, mit eigenen Problemen, eigenem Elend und eigener Schuld. Und wir suchen immer noch nach unserem eigenen Retter.

Lasst uns keinen Selbstbetrug begehen. Ein jüdischer Lehrer des ersten Jahrhunderts kann niemals das Verlangen unserer Seele stillen. Man bekleide

ihn mit aller Kunst der modernen Forschung, beleuchte ihn mit dem Licht betrügerischer Nostalgie – und trotzdem wird sich der Verstand irgendwann von selbst wieder einschalten, uns aus der kurzen Stunde des Selbstbetrugs an Jesu Seite herausreißen und gnadenlos desillusionieren. „Aber“, sagt der moderne Prediger, „stellen wir nicht die Schlichtheit des ursprünglichen Evangeliums wieder her, wenn wir uns mit dem ‚historischen‘ Jesus zufriedengeben, diesem großen Verkündiger des Königreichs Gottes?“ Nein, antworten wir, das tun wir nicht, obgleich das stellenweise nicht völlig falsch ist. In der Tat kehrt man mit dieser Methode zu einem längst vergangenen Zustand des Lebens der Gemeinde zurück. Nur handelt es sich bei diesem Zustand nicht um den galiläischen Frühling. Denn in Galiläa hatten die Menschen ihren lebendigen Retter. Aber es gab einen, und nur einen einzigen Zeitraum, in dem die Jünger, wie auch wir, allein von der Erinnerung an Jesus leben mussten. Wann ist das gewesen? Es war zu einer dunklen und verzweifelten Zeit. Es waren jene drei traurigen Tage nach der Kreuzigung. Zu dieser Zeit, und ausschließlich zu dieser Zeit, sahen die Jünger Jesus allein als gesegnete Erinnerung. „Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen werde“, sagten sie (Lukas 24,21a). „Wir aber hofften“ – doch jetzt ist unsere Hoffnung fort. Sollen wir nun mit dem modernen Liberalismus in der

Dunkelheit dieser traurigen Tage verweilen? Oder sollen wir aufbrechen zu der Wärme und Freude von Pfingsten?

Wir müssen unweigerlich in der Finsternis dieser Tage steckenbleiben, wenn wir uns nur auf den Charakter Jesu konzentrieren und ignorieren, was er getan hat, wenn wir nur die Person beachten und die Botschaft vernachlässigen. Unsere Trauer soll in Freude und unsere Schwachheit in Kraft verwandelt werden, aber nicht durch einfache, halbherzige Maßnahmen, nicht durch die Vermeidung von Kontroversen, nicht durch den Versuch, Jesus festzuhalten und das Evangelium abzulehnen. Was war es nämlich, das innerhalb weniger Tage eine Gruppe von Trauernden in die geistlichen Bezwingler der Welt verwandelte? Es war nicht die Erinnerung an das Leben Jesu, nicht die durch den früheren Kontakt mit ihm entstandene Inspiration. Es war die Botschaft „Er ist auferstanden“. Diese Botschaft alleine brachte den Jüngern einen lebendigen Retter, und allein diese Botschaft kann auch uns heute einen lebendigen Retter schenken. Wir werden niemals eine wesentliche Beziehung zu diesem Jesus haben, wenn wir uns an seine Person halten und die Botschaft vernachlässigen, denn es ist die Botschaft, die ihn zu dem Unseren macht.

Aber die christliche Botschaft enthält mehr als nur die Tatsache der Auferstehung.<sup>12</sup> Es reicht nicht aus zu wissen, dass

Jesus lebt. Es genügt nicht, zu wissen, dass im ersten Jahrhundert der christlichen Ära einmal eine wunderbare Person gelebt hat und auch heute noch irgendwie und irgendwo lebt. Jesus lebt und das ist gut – aber was haben wir davon? Wir sind heute in einer ähnlichen Lage wie die Bewohner Syriens oder Phöniziens zu Jesu Zeiten. Da gibt es eine erstaunliche Person, die jede Krankheit der Seele und des Körpers heilen kann. Aber wir sind nicht bei ihm, und der Weg zu ihm ist weit. Wie können wir in seine Gegenwart treten? Wie kann der Kontakt zwischen ihm und uns hergestellt werden? Für die Menschen aus Galiläa konnte dieser Kontakt durch eine einfache Berührung von Jesu Hand oder durch ein Wort aus seinem Mund bewirkt werden. Für uns hingegen ist die Situation nicht so einfach. Wir können ihn nicht am Ufer eines Flusses oder in einem überfüllten Haus finden. Wir können nicht einfach herabgelassen werden in einen Raum, wo er zwischen Schriftgelehrten und Pharisäern sitzt. Wenn wir also nur unsere eigenen Suchmethoden verwenden, befinden wir uns auf einer fruchtlosen Reise. Wir brauchen Führung, wenn wir unseren Retter finden wollen.

Im Neuen Testament finden wir diese Führung kostenlos und vollständig, eine Führung so vollkommen, dass sie alle Zweifel beseitigt, und doch so einfach, dass jedes Kind sie begreifen kann. Der Kontakt mit Jesus wird nach dem

Zeugnis des Neuen Testaments durch das hergestellt, was Jesus tut, und zwar für uns tut, nicht für andere. Die Berichte über seine Taten für andere sind durchaus nicht zu verachten. Wenn wir lesen, wie er die Kranken geheilt, die Toten auferweckt und Sünden vergaben hat, dann lernen wir dabei, dass er vertrauenswürdig ist. Das kann für einen Christen aber nur ein erster Schritt sein. Es reicht nicht aus, zu wissen, dass Jesus eine vertrauenswürdige Person ist. Wir müssen lernen, dass er möchte, dass auch wir ihm vertrauen. Es reicht nicht aus, dass er andere gerettet hat. Wir müssen wissen, dass er uns gerettet hat.

Dieses Wissen wird uns durch den Bericht über das Kreuz vermittelt. Uns berührt Jesus nicht nur die Ohren und sagt: „Öffnet euch!“ Er sagt uns nicht bloß: „Steh auf und geh!“ Für uns hat er noch etwas Größeres getan – für uns ist er gestorben. Unsere furchtbare Sünde, die Verdammung durch Gottes Gesetz, wurde ausgelöscht durch einen Akt der Gnade. Das ist die Botschaft, die uns Jesus nahebringt und Jesus nicht nur zu einem Retter von Männern aus einem Galiläa längst vergangener Zeiten macht, sondern zum Retter von dir und mir.

Es ist daher nutzlos, von einem Vertrauen in die Person zu sprechen, ohne die Botschaft zu glauben. Denn Vertrauen setzt immer eine persönliche Beziehung zwischen dem, der vertraut

und dem, in den das Vertrauen gesetzt wird, voraus. In unserem Fall wird diese Beziehung durch die segensreiche Theologie des Kreuzes möglich gemacht. Ohne das achte Kapitel des Römerbriefes wäre das irdische Leben Jesu weit entfernt und tot. Denn erst durch den Inhalt dieses Kapitels ist Jesus unser Retter auch heute.

Die Wahrheit ist, dass Menschen, die von Vertrauen in Jesu Person reden, ohne die Botschaft seines Todes und seiner Auferstehung zu akzeptieren, nicht echtes Vertrauen meinen. Was sie als Vertrauen bezeichnen, ist allenfalls Bewunderung oder Verehrung. Sie verehren Jesus als die erhabenste Person der Menschheitsgeschichte und als denjenigen, der uns wie kein anderer Gott erkennen lässt. Vertrauen kann aber nur entstehen, wenn diese erhabene Person ihre rettende Kraft auch auf uns ausweitet. „Er ging umher und tat Gutes“, „Er sprach Worte, die noch nie ein Mensch gesprochen hatte“, „Er ist das Ebenbild Gottes“, das sind Ausrufe der Bewunderung. „Er liebte mich und gab sich selbst für mich hin“ – das ist Glaube.

Aber die Worte „Er liebte mich und gab sich selbst für mich hin“ sind historischer Natur, sie sind ein Bericht von etwas, das geschehen ist. Und sie fügen zu dem Geschehen die Bedeutung des Geschehens hinzu. Sie enthalten das Wesentliche der gesamten, tiefgründi-

gen Theologie der Erlösung durch das Blut Christi. Christliche Lehrsätze bilden die Wurzeln des Glaubens.

Wir sollten also festhalten, dass wir, wenn wir uns eine Religion ohne Lehre wünschen (oder eine lehrhafte Religion, die lediglich allgemeine Wahrheiten verbreitet), nicht nur Paulus und die Urgemeinde aufgeben müssen, sondern auch Jesus selbst. Wie aber wird „Lehre“ definiert? Es wurde hier bereits dargelegt, dass „Lehre“ aus der Präsentation von Fakten, die grundlegend für die christliche Religion sind, und der tatsächlichen Bedeutung dieser Fakten besteht. Aber ist das der einzige Sinn dieses Wortes? Oder kann es noch enger definiert werden? Kann „Lehre“ nicht auch eine systematische, exakte, einseitige Präsentation der Fakten meinen? Und wenn sie so eng definiert wird, richten sich die modernen Einwände gegen „Lehre“ dann nicht bloß gegen die scharfsinnigen Spitzfindigkeiten einer kontroversen Theologie – und nicht gegen die leuchtenden Worte des Neuen Testaments? Richten sie sich dann nicht nur gegen das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, und nicht gegen das Erste? Ohne Zweifel wird dieses Wort von vielen Kirchgängern genau auf diese Weise verstanden, wenn sie der modernen Überbetonung des „Lebens“ zu Lasten der „Lehre“ lauschen. Der fromme Hörer bekommt den Eindruck, dass er lediglich aufgefordert wird, zur

Schlichtheit des Neuen Testaments zurückzukehren, statt sich um die feinsinnigen Theorien der Theologen zu kümmern. Da es diesem Hörer nie in den Sinn gekommen ist, sich solchen Theorien zuzuwenden, überkommt ihn das bequeme Gefühl, das einen Kirchgänger immer überkommt, wenn die Sünden eines anderen angeprangert werden. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die heutigen Ausfälle gegen die Lehre recht populär sind.

Eine Attacke gegen Calvin oder Turretin<sup>13</sup> oder die Westminster-Heiligen<sup>14</sup> scheint dem braven Kirchenbesucher nicht allzu gefährlich. Die Hetze gegen die Lehre ist jedoch lange nicht so harmlos, wie unser einfacher Kirchgänger vermuten mag, denn die Elemente der Theologie, gegen die hier Einspruch erhoben wird, machen das Herzstück des Neuen Testaments aus. Letzten Endes richtet sich die Attacke nicht gegen das siebzehnte Jahrhundert, sondern gegen die Bibel und gegen Jesus selbst.

Selbst wenn sich die Attacke aber nicht gegen die Bibel direkt, sondern lediglich gegen die großen historischen Ausprägungen biblischer Lehren richten würde, so wäre sie dennoch höchst bedauerlich. Wenn die Kirche gezwungen wäre, alle Gedanken der vergangenen neunzehn christlichen Jahrhunderte auszulöschen und bei Null zu beginnen, so wäre der Verlust, selbst wenn die Bibel erhalten bliebe, enorm.

Wenn einmal zugegeben wurde, dass eine Reihe von Fakten die Basis des Christentums bildet, dann müssen die Anstrengungen, die vergangene Generationen unternommen haben, um diese Fakten einzuordnen, mit Respekt behandelt werden. In keinem Zweig der Wissenschaft würde es irgendeinen Fortschritt geben, wenn jede Generation neu anfangen würde zu forschen ohne Rücksicht auf das, was vergangene Generationen erreicht haben. Und nur in der Theologie soll die Geringschätzung der Erkenntnisse der Vergangenheit für einen Fortschritt nötig sein? Was für eine Verleumdung steht hinter dieser Geringschätzung!

Nachdem man den modernen Tiraden gegen die großen Bekenntnisse der Kirche zugehört hat, wird man erschrecken, wenn man sich, zum Beispiel, dem Westminster-Bekenntnis oder gleich dem sanftesten und theologischsten aller Bücher, der „Pilgerreise“ von John Bunyan, zuwendet und feststellt, dass man von den hohlen modernen Phrasen zu einer „toten Orthodoxie“ gewechselt ist, bei der aus jedem Wort Funken des Lebens sprühen. In dieser Orthodoxie steckt genug Leben, um die ganze Welt mit christlicher Liebe in Brand zu stecken.

Es sind jedoch nicht nur die großen Theologen oder die bekannten Glaubensbekenntnisse, die durch diese Schmähungen attackiert werden, son-

dern auch das Neue Testament und unser Herr selbst. Indem er die Lehre ablehnt, lehnt der moderne Prediger die Worte des Paulus „Er liebte mich und gab sich selbst für mich hin“ ebenso ab wie das „homoousion“<sup>15</sup> des nicänischen Bekenntnisses. Denn der Begriff „Lehre“ wird tatsächlich nicht in seinem engeren, sondern im weitesten Sinne verwendet. Der liberale Prediger lehnt folglich die Basis des gesamten Christentums ab, einer Religion, die auf Fakten basiert, nicht auf Sehnsüchten.

Hierin wird der fundamentale Unterschied zwischen Liberalismus und Christentum deutlich: Der Liberalismus steht im Imperativ, wohingegen das Christentum mit einem triumphierenden Indikativ beginnt. Der Liberalismus appelliert an den Willen des Menschen, während das Christentum primär einen Gnadenakt Gottes verkündet.

Wenn wir auf dem lehrhaften Charakter des Christentums bestehen, liegt uns viel daran, nicht missverstanden zu werden. Es gibt gewisse Dinge, die wir nicht meinen. Zunächst sind wir nicht der Meinung, dass gesunde Lehre keinen Einfluss auf das Leben hätte. Im Gegenteil, sie macht den größten nur denkbaren Unterschied aus. Mit Sicherheit war das Christentum von Anfang an auch ein Lebensstil. Die Erlösung, die es anbot, war eine Erlösung

von Sünde, und diese Befreiung von Sünde geschah nicht nur in Gestalt einer seligen Hoffnung, sondern in Form einer unmittelbaren moralischen Veränderung. Die frühen Christen lebten, zum Erstaunen ihrer Umgebung, eine seltsam neue Art des Lebens, die durch Ehrlichkeit, Reinheit und Selbstlosigkeit geprägt war. Alle anderen Weisen zu leben wurden von der christlichen Gemeinschaft strikt verbannt. Kein Zweifel, das Christentum war von Beginn an ein Lebensstil.

Aber wie kam dieses Leben zustande? Man könnte meinen, dies sei durch Ermahnung geschehen. Diese Methode war in der Antike schon oft versucht worden. Im hellenistischen Zeitalter zogen oft Prediger umher, die den Menschen sagten, wie sie leben sollten. Aber solche Ermahnungen erwiesen sich als kraftlos. Obwohl die Ideale der kynischen und stoischen Prediger sehr hoch waren, gelang es diesen Predigern doch nie, die Gesellschaft zu verändern. Das Merkwürdige am Christentum ist nun, dass es eine vollkommen andere Methode vertrat. Es veränderte Leben nicht durch einen Appell an den menschlichen Willen, sondern durch die Erzählung einer Geschichte, nicht durch Ermahnung, sondern durch die Weitergabe eines Ereignisses. Es ist kein Wunder, dass diese Methode den meisten seltsam vorkam. Konnte irgendetwas impraktikabler sein als der

Versuch, das Verhalten von Menschen dadurch beeinflussen zu wollen, dass man ihnen vom Tod eines religiösen Lehrers berichtete? Das ist es, was Paulus als die „Törichtheit“ seiner Botschaft bezeichnete. Töricht erschien sie der alten Welt, töricht erscheint sie auch dem liberalen Prediger heute. Aber das Bemerkenswerte ist, dass sie funktioniert. Die Ergebnisse dieser Methode sind sogar in der heutigen Welt erkennbar. Wo die eloquenteste Ermahnung vergeblich bleibt, da ist simple Erzählung eines Ereignisses erfolgreich. Die Leben der Menschen werden verändert durch eine Neuigkeit.

Es ist auch heute noch diese Veränderung von Menschenleben, die die Aufmerksamkeit auf die christliche Botschaft lenkt. Es macht also einen enormen Unterschied, ob wir richtig leben. Wenn unsere Lehre stimmt, aber unser Leben nicht, wie schrecklich ist dann unsere Sünde! Denn dann haben wir die Wahrheit selbst geschmäht und beleidigt. Auf der anderen Seite allerdings ist es ebenso traurig, wenn Menschen die ihnen von Gott gegebenen Gaben und die moralische Wucht gottesfürchtiger Vorfahren dazu missbrauchen, um eine falsche Botschaft zu propagieren. Nichts auf dieser Welt kann die Wahrheit ersetzen. Des Weiteren meinen wir, wenn wir auf dem lehrhaften Charakter des Christentums bestehen, dass alle Punkte dieser Lehre gleichermaßen

wichtig sind. Es ist durchaus möglich, christliche Gemeinschaft und trotzdem Meinungsverschiedenheiten zu haben. Eine solche Meinungsverschiedenheit, die in den letzten Jahren an Bedeutung zugenommen hat, befasst sich mit der Reihenfolge der Geschehnisse vor der Wiederkunft Jesu.

Eine große Anzahl Christen glaubt, dass, sobald das Böse hier auf Erden seinen Höhepunkt erreicht hat, Jesus in fleischlicher Form wiederkehren wird, um ein Königreich der Gerechtigkeit aufzurichten, das tausend Jahre dauert, und erst hiernach das Ende der Welt kommen wird. Dieser Glaube ist meines Erachtens ein Irrtum, der auf einer falschen Auslegung des Wortes Gottes basiert. Wir glauben nicht, dass die Prophezeiungen der Bibel die Erstellung eines so eindeutigen Fahrplans zulassen. Der Herr wird wiederkommen, und nicht bloß auf eine im modernen Sinn „spirituelle“ Weise – so viel ist klar –, aber dass in diesem Zeitalter des Heiligen Geistes so wenig erreicht wird und erst der Herr in seiner leiblichen Gegenwart noch so viel selbst erreichen muss – eine solche Sicht können wir mit der Schrift nicht in Einklang bringen. Was ist nun unsere Einstellung dieser Debatte gegenüber? Sicherlich kann uns nicht gleichgültig sein, wie es sich tatsächlich verhält. Das erneute Auftreten des „Chiliasmus“ oder auch des „Prämillennialismus“ innerhalb der

modernen Kirche ist für uns Grund zur Sorge. Es ist verbunden mit einer falschen Auslegung der Schrift und wird langfristig Schaden anrichten. Und dennoch ist unser Einvernehmen mit den Vertretern des Prämillennialismus groß.

Sie teilen bis ins Detail unsere Begeisterung für die Autorität der Bibel und unterscheiden sich von uns lediglich in der Interpretation. Sie teilen unsere Ansicht, dass Jesus gleichzeitig auch Gott war und ebenso unsere supranaturalistische Vorstellung vom ersten Kommen Jesu und der Vollendung bei seiner Wiederkunft.<sup>16</sup> Aus unserer Sicht mag ihre Auffassung bezüglich des genauen Ablaufs dieser Wiederkunft nun ein Irrtum sein, vielleicht sogar ein ernster Irrtum, aber es ist jedenfalls kein tödlicher. Deshalb kann uns die Gemeinschaft in Christus, in Loyalität gegenüber der Bibel und den großen Bekenntnissen der Kirche, dennoch vereinen. Es ist also hochgradig irreführend, wenn dieses Thema von liberalen Predigern in den Kirchen und auf dem Missionsfeld so dargestellt wird, als seien Prämillennialismus und die Gegenansicht zu trennen. Die wirkliche Grenze verläuft zwischen dem Christentum, sei es prämillennialistisch oder nicht, auf der einen, und der naturalistischen Verneinung des Christentums auf der anderen Seite.

Eine zweite Meinungsverschiedenheit, die inmitten der christlichen Gemeinschaft existieren kann, betrifft die Wirksamkeit der Sakramente. Die hier bestehenden Unterschiede sind tatsächlich von ernster Natur, und die Wichtigkeit dieses Problems zu leugnen wäre weit schlimmer, als die falsche Seite in dieser Debatte einzunehmen. Es wird oft gesagt, dass der geteilte Zustand der Christenheit ein Übel darstellt, und das stimmt auch. Das Übel besteht jedoch in der Existenz der Irrtümer, die diese Trennung hervorrufen, nicht etwa in der Wahrnehmung dieser Irrtümer. Es war tragisch, dass Luther während des Marburger Religionsgesprächs zwischen ihm und dem Schweizer Zweig der Reformation im Zusammenhang mit dem Abendmahl auf einen Tisch „Das ist mein Leib“ schrieb und zu Zwingli und Oekolampad sagte: „Ihr habt einen anderen Geist“<sup>17</sup>. Diese Differenz führte zur endgültigen Trennung zwischen dem lutherischen und dem reformierten Zweig der Kirche und war dafür verantwortlich, dass der Protestantismus viel an Boden verlor, den er sonst hätte halten können. Es war in der Tat ein großes Unglück, zu verdanken dem Fakt, dass Luther (wie wir glauben) sich bezüglich des Abendmahls geirrt hat. Es wäre aber noch viel schlimmer gewesen, wenn er diese Streitfrage als trivial abgetan hätte.

Luther lag falsch, was das Abendmahl anging, aber noch falscher hätte er gelegen, wenn er zu seinen Gegnern gesagt hätte: „Diese Sache ist unwichtig, es macht im Grunde keinen Unterschied, was man vom Tisch des Herrn hält“. Eine solche Gleichgültigkeit wäre noch viel verderblicher gewesen als sämtliche Spaltungen innerhalb der Kirche. Ein Luther, der in Bezug auf das Abendmahl einen Kompromiss eingegangen wäre, hätte niemals auf dem Reichstag in Worms stehen und sagen können: „Hier stehe ich und kann nicht anders! Gott helfe mir. Amen!“ Gleichgültigkeit der Lehre gegenüber bringt keine Helden des Glaubens hervor.

Eine weitere Meinungsverschiedenheit betrifft die Natur und die Vorrechte des geistlichen Amtes. Der anglikanischen Lehre nach besitzen die Priester eine Autorität, die ihnen mittels Ordination in ununterbrochener Sukzession durch die Apostel des Herrn verliehen wurde. Ohne eine solche Ordination gibt es kein gültiges Priesteramt. Andere Kirchen lehnen dieses Konzept der apostolischen Sukzession ab und sehen den geistlichen Dienst in einem anderen Licht. Auch hier sind die bestehenden Unterschiede keineswegs trivial, und wir haben wenig Sympathie für diejenigen, welche die Anglikanische Kirche aus reinem Pragmatismus dazu überreden wollen, Hindernisse abzubauen, die sie aufgrund ihrer Prinzipien

hat errichten müssen. So wichtig aber diese Meinungsverschiedenheit auch sein mag, so geht sie nicht bis an die Wurzeln des Glaubens. Selbst für einen gewissenhaften Anglikaner ist christliche Gemeinschaft mit den Mitgliedern anderer Kirchen möglich, auch wenn diese seiner Ansicht nach im Schisma verharren. So sollten auch diejenigen, die die anglikanische Sicht des Priesteramts ablehnen, die Anglikanische Kirche als echtes und wertvolles Mitglied im Leib Christi ansehen.

Eine weitere Diskussion ist diejenige zwischen der calvinistischen (oder reformierten) und der arminianischen Theologie, wie sie etwa in der Methodistischen Kirche vertreten wird. Es ist kaum einzusehen, wie jemand, der die in diesem Streit entscheidenden Fragen untersucht hat, zu dem Schluss gelangen kann, es handele sich um unwichtige Fragen. Das Gegenteil ist der Fall, hier werden einige der grundlegendsten Dinge des christlichen Glaubens berührt. Ein Calvinist muss die arminianische Theologie als ernste Verkürzung der christlichen Gnadenlehre ansehen. Genauso ernst sind die Bedenken, die ein Arminianer gegenüber der reformierten Theologie haben muss. Und doch ist auch zwischen diesen beiden echten evangelischen Gemeinschaften möglich, obwohl sie in äußerst wichtigen Punkten komplett unterschiedliche Ansichten vertreten.

Deutlich ernster dagegen ist die Trennung zwischen der Kirche von Rom und dem evangelikalen Protestantismus in all seinen Formen. Und doch ist das gemeinsame Erbe der römisch-katholischen Kirche und der gläubigen Protestanten groß, wenn man etwa an die Aufrechterhaltung der Autorität der Heiligen Schrift oder die Akzeptanz der alten Bekenntnisse denkt. Wir möchten auf keinen Fall die Unterschiede verdecken, die uns von Rom trennen, die Kluft ist tatsächlich groß. Aber so groß sie auch sein mag, scheint sie doch fast winzig im Vergleich zu dem unendlichen Abgrund, der uns von manchen Pfarrern unserer eigenen Kirche trennt. Die Kirche von Rom repräsentiert zwar eine pervertierte Form des Christentums, der naturalistische Liberalismus aber hat mit dem Christentum überhaupt nichts mehr zu tun.

Das heißt nun nicht, dass Konservative und Liberale sich feindschaftlich gesinnt sein sollten. Es heißt nicht, dass wir nicht mitfühlen könnten mit denen, die sich im Lauf der Zeit gezwungen gefühlt haben, ihr Vertrauen in die törichte Botschaft vom Kreuz aufzugeben. Viele Gemeinsamkeiten – Blutsbande, Staatsbürgerschaft, ethische Ziele, humanitäre Projekte – verbinden uns mit denen, die das Evangelium aufgegeben haben. Wir hoffen, dass diese Gemeinsamkeiten

bestehen bleiben und irgendwann sogar der Verkündigung des christlichen Glaubens dienlich sind. Aber der christliche Dienst besteht primär im Predigen einer Botschaft, und wirkliche christliche Gemeinschaft existiert nur unter denen, die diese Botschaft zur Grundlage ihres gesamten Lebens gemacht haben. Der Charakter des Christentums als eine auf einer Botschaft gegründete Religion ist zusammengefasst in Apostelgeschichte 1,8: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“ Dabei ist es für den momentanen Zweck nicht einmal nötig, in eine Diskussion über den historischen Wert der Apostelgeschichte einzusteigen oder die Frage zu beantworten, ob Jesus die gerade zitierten Worte tatsächlich gesagt hat. Denn dieser Vers muss jedenfalls anerkannt werden als Zusammenfassung dessen, was wir über die Urgemeinde wissen. Von Anfang an war das Christentum eine Kampagne des Zeugnisgebens. Dieses Zeugnis beinhaltet nicht nur das, was Jesus in dem jeweiligen individuellen Leben des Zeugen getan hatte. Die Berichte der Apostelgeschichte so zu verstehen hieße, dem Kontext und den Belegen Gewalt anzutun. Alle vorliegenden Quellen, insbesondere die paulinischen Briefe, lassen keinen Zweifel daran, dass primär nicht inne-

res spirituelles Erleben bezeugt wurde, sondern das, was Jesus ein für alle Mal durch seinen Tod und seine Auferstehung vollbracht hat.

Das Christentum basiert also auf einem Bericht über etwas, das geschehen ist, und der Christ selbst ist primär ein Zeuge. Wenn das aber so ist, dann dürfte es recht wichtig sein, dass der Christ auch die Wahrheit sagt. Wenn ein Mann in den Zeugenstand tritt, ist es kaum von Belang, wie sein Mantel geschnitten ist oder ob er sich auch gewählt ausdrücken kann. Wesentlich ist nur, dass er die Wahrheit sagt, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Wenn wir also wirklich Christen sein wollen, ist es von enormer Bedeutung, was wir lehren. Und aus diesem Grund ist es eine wichtige Aufgabe, die Lehren des Christentums mit denjenigen seines Hauptgegners zu vergleichen.

Dieser moderne Hauptgegner des Christentums ist der „Liberalismus“. Eine Untersuchung seiner Lehren wird aufzeigen, dass sie denen des Christentums in jedem denkbaren Punkt widersprechen. Diese Untersuchung soll jetzt vorgenommen werden, wenn auch nur auf oberflächliche Weise.

*Für das Weiterstudium empfehlen wir die Lektüre des vollständigen Buches (siehe den Hinweis aus S. 24 links).*



## John Gresham Machen ...

(1881–1937), war ein amerikanischer presbyterianischer Theologe, Professor für Neues Testament. Er studierte an der Johns Hopkins University, der Princeton University und am Princeton Seminary sowie in Marburg und Göttingen, bevor er 1906 Lehrer für NT am Princeton Seminary wurde. Mit Werken wie „The Origin of Paul’s Religion“ (1920), „Christianity and Liberalism“ (1923) und „The Virgin Birth of Christ“ (1930) verteidigte er die traditionelle Orthodoxie und wurde 1929 Gründer des Westminster Theological Seminary.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Vergleiche: The Origin of Paul’s Religion. 1921. S. 168. Meine Behauptung dort ist nicht, dass die Lehre zeitlich vor dem Lebensstil kommt, sondern dass sie es logisch tut. Damit sind auch die Einwände von Dr. Lyman Abbott beantwortet, die er gegen diese Behauptung in The Origin of Paul’s Religion erhoben hat. Vgl. Lyman Abbott. The Outlook. Band 132. 1922. S. 104 f. [Anm. des Hrsg.: Lyman Abbott war ein amerikanischer Religionsphilosoph, der kurz nach der hier von Machen erwähnten Veröffentlichung verstarb. Er war Herausgeber der Zeitschrift Outlook. In dem hier von Machen angesprochenen Artikel, betitelt schlicht mit „Paulus“, schreibt Abbott: „Ein Kind liebt seine Mutter, bevor es weiß, was ‚Liebe‘ ist oder ‚Mutter‘ bedeutet. Auch in der

Geschichte der Religion ging Leben der Theologie immer voraus. Der christliche Glaube wurde gelebt im ersten Jahrhundert, aber das Glaubensbekenntnis von Nicäa gab es nicht bis zum vierten Jahrhundert. Das Leben ist das Licht der Menschen. Wenn Professor Machen sagt, dass das Leben der Ausdruck von Lehrsätzen sei und nicht umgekehrt, dann widerspricht er sowohl der Psychologie als auch der Geschichte.“ Diese Argumentation veranlasste Machen zu der in der Fußnote erfolgten Klarstellung.]

<sup>2</sup> Anm. des Hrsg.: Machen zitiert hier ein Lied von Charlotte Elliott: „Just as I am, without one plea, But that Thy blood was shed for me“.

<sup>3</sup> Einige dieser Versuche sind durch den hiesigen Autor dargestellt worden in The Origin of Paul’s Religion. 1921.

<sup>4</sup> Vgl. History and Faith. 1915. S. 10f. (Nachgedruckt in der „Princeton Theological Review“ vom Juli 1915.)

<sup>5</sup> Vgl. A Rapid Survey of the Literature and History of New Testament Times. Herausgegeben vom Presbyterian Board of Publication and Sabbath School Work. Student’s Text Book. S. 42f.

<sup>6</sup> Mensch und Gott. 1921. Vergleiche die Besprechung in Princeton Theological Review 10. 1922. S. 327–329. [Anm. des Hrsg.: Chamberlain war ein englischer Schriftsteller, dessen Buch „Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts“ mit großem Erfolg antisemitische Einstellungen förderte. In dem von Machen zitierten Buch beruft sich Chamberlain auf den Häretiker Marcion und stellt Jesus als „Galiläer“, nicht als Juden dar. Er führt dort in Kapitel III, „Der Heiland“, aus: „Jesus von Nazareth, der Mittler zwischen Gott und Mensch, hat uns schon vor zweitausend Jahren die vollkommene Religion gebracht: eine Religion der reinen Glaubenskraft, und weil rein, darum undogmatisch und antidogmatisch, eine Religion, welche Gott durch das einzige Wort ‚Vater‘ unserem ehrfürchtigen und liebebedürftigen Gemüte nahebringt ...“.]

<sup>7</sup> Wilhelm Heitmüller. Jesus. 1913. S. 71. Siehe auch The Origin of Paul’s Religion. 1921. S. 157. [Anm. des Hrsg.: Wilhelm Heitmüller war Vertreter der Religionsgeschichtlichen Schule und lehrte Theologie in Marburg, Bonn und Tübingen. Die von Machen zitierte Stelle lautet im Zusammenhang: „Träger einer einzigartigen Offenbarung, der Sohn schlechthin

– wir erschrecken fast über die Höhe dieses Bewusstseins. Es ist ja keineswegs ein göttliches Selbstbewusstsein, aber doch ein den Rahmen der Menschheit fast überschreitendes, aller sonstigen menschlichen Erfahrung entthobenes Berufsbewusstsein, bei dem wir uns fragen möchten, ob es mit Gesundheit und Klarheit des Geistes vereinbar sein kann. Hier ist der Punkt, auf dem uns die Gestalt Jesu rätselhaft, fast unheimlich wird.“]

<sup>8</sup> Vgl. die Anmerkung in Fußnote 4.

<sup>9</sup> William Wrede. Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. 1901. [Anm. des Hrsg.: William Wrede war Mitbegründer der Religionsgeschichtlichen Schule und einer ihrer radikalsten Vertreter. Er plädierte für die Abschaffung der neutestamentlichen Theologie und deren Ersetzung durch die Religionsgeschichte. In dem hier zitierten Buch vertritt er die Auffassung, dass die Messianität Jesu erst nach seiner Auferstehung behauptet, von der frühen Gemeinde aber in die eigentlich unmessianische Zeit des Lebens Jesu zurückprojiziert wurde. Die hierdurch entstehenden Probleme habe man durch das „Messiasgeheimnis“ gelöst, wie es vor allem bei Markus zum Ausdruck kommt.]

<sup>10</sup> Johannes Weiss. „Das Problem der Entstehung des Christentums“. In: Archiv für Religionswissenschaft XVI. 1913. S. 456. Siehe auch The Origin of Paul’s Religion. 1921. S. 156. [Anm. des Hrsg.: Johannes Weiß lehrte evangelische Theologie in Heidelberg und war unter anderem Lehrer von Rudolph Bultmann. Er gilt als Begründer der Formgeschichte. Das Zitat lautet im Zusammenhang: „In irgendeinem Sinne muss ihnen (=den Jüngern) die Person Jesu eine Bürgschaft für das Reich Gottes gewesen sein; sonst würde der Glaube der Urgemeinde nach dem Tode Jesu nicht sofort die Form angenommen haben: er ist dennoch der Messias, sondern etwa die andere; und dennoch kommt das Reich Gottes. Diese letztere Überzeugung scheint durch die Kreuzigung überhaupt nicht ernstlich erschüttert worden zu sein, sie wird wie selbstverständlich wieder aufgenommen; die eigentlich eschatologische Strömung als solche war bis zu einem gewissen Grade von der Person Jesu unabhängig. Was in Frage gestellt war, und was trotz des Todes Jesu von den Jüngern alsbald bejaht worden ist, war die wesentliche Bedeutung der Person Jesu für das Reich Gottes. So müssen wir schließen, dass das eigentlich Bindende für den Jün-

gerkreis nicht die Botschaft des Reiches überhaupt, auch nicht bloß die besondere Glut und Intensität der Erwartung Jesu war; was sie an ihn gefesselt hat, war im eigentlichen Sinne seine Person; auf ihn haben sie ihre Hoffnung gesetzt, von ihm die entscheidende Wendung erwartet.“]

<sup>11</sup> Anm. des Hrsg.: Machen zitiert hier aus einem Gedicht von John Keats, „Sleep and Poetry“ (deutsch: „Schlaf und Dichtung“). Die Originalzeilen lauten im Zusammenhang: „The visions all are fled - the car is fled / Into the light of heaven, and in their stead / A sense of real things comes doubly strong“.

<sup>12</sup> Vgl. für das Folgende: A Rapid Survey of the Literature and History of New Testament Times. Herausgegeben vom Presbyterian Board of Publication and Sabbath School Work. Teacher’s Manual. S. 44f.

<sup>13</sup> Anm. des Hrsg.: Francis Turretin war ein protestantischer Theologe des siebzehnten Jahrhunderts. Er gehörte dem reformierten Lager an und wurde unter anderem durch seine Verteidigung der Lehren der Synode von Dortrecht (unter anderem der doppelten Prädestination) bekannt.

<sup>14</sup> Anm. des Hrsg.: eine verkürzte Bezeichnung der Teilnehmer der Westminster-Versammlung, die das gleichnamige Bekenntnis abgefasst hat.

<sup>15</sup> Anm. des Hrsg.: Auf dem 325 durch Konstantin einberufenen Konzil von Nicäa diskutierte die Kirche darüber, ob Gott, der Vater und sein Sohn Jesus wesensgleich (griechisch: „homoousios“) oder nur wesensähnlich („homoiousios“) sind.

<sup>16</sup> Anm. des Hrsg.: Der Supranaturalismus rechnet mit der Existenz des Übernatürlichen. Machen wendet sich hier beispielsweise gegen die liberalen Konzepte von der Geburt Jesu, die eine tatsächliche Jungfrauengeburt im biologischen Sinn für ausgeschlossen halten.

<sup>17</sup> Anm. des Hrsg.: Das Marburger Religionsgespräch von 1529 sollte der Verständigung zwischen dem lutherischen und dem reformierten Zweig der Reformation dienen. Die Gespräche scheiterten, da man sich insbesondere über die Bedeutung des Abendmahls nicht einig werden konnte.

Ron Kubsch

# Das Philosophie-Buch: Große Ideen und ihre Denker

Will Buckingham, John Marenbon, Douglas Burnham (Hrsg.)

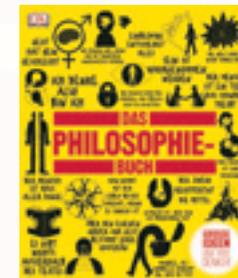
*Will Buckingham, John Marenbon, Douglas Burnham, et. al. Das Philosophie-Buch: Große Ideen und ihre Denker. Dorling Kindersley Verlag, 2011. 352 S. ISBN: 978-3-8310-1969-4. 24,95 Euro.*

Einführungen in die Philosophie gibt es fast wie Sand am Meer. Aber nicht jeder kann sich mit textlastigen Büchern, wie beispielsweise dem empfehlenswerten Werk *Der Weg der Philosophie* von Wolfgang Iser, anfreunden. Selbst konzentrierte und verständlich formulierte Einleitungen in die Geschichte des Denkens können Lesern, die den Umgang mit philosophischen Materialien nicht gewohnt sind, viel Geduld und Mühe abverlangen. Das neue Philosophie-Buch des Dorling Kindersley-Verlages möchte solchen Einsteigern den Zugang zur Phi-

losophie erleichtern. Es führt auf lockere Weise durch über 2000 Jahre philosophisches Denken und erklärt über 100 große Ideen berühmter Denker – von Platon über Heidegger bis hin zu postmodernen Autoren wie Richard Rorty und Jacques Derrida. Die chronologisch geordneten Porträts liefern Informationen zum Leben der einzelnen Philosophen und ihren Hauptwerken. Außerdem wird jede Kernthese durch übersichtliche Querverweise in einen historischen Zusammenhang gestellt. Besonders hervorzuheben ist die ästhetische Gestaltung des Buches. Der übersichtliche Satz und die vielen liebevoll gestalteten, tief sinnigen Abbildungen machen neugierig und unterstützen das Durchdenken und Verstehen. Obwohl das Buch mit 350 Seiten die Philosophiegeschichte gehörig

reduziert, werden die gewählten Denker und ihre Ideen nicht oberflächlich dargestellt. Die Kernthesen werden sehr anschaulich nachgezeichnet, Zitate und kleine Anekdoten lockern dabei den Text auf. Eine Kostprobe: „Im alten Athen sollen sich Anhänger Platons eines Tages der Frage angenommen haben: ‚Was ist der Mensch?‘ Nachdem sie lange nachgedacht hatten, kamen sie zu folgender Antwort: ‚Der Mensch ist ein federloser Zweibeiner.‘ Mit dieser Definition schienen alle zufrieden, bis der Kyniker Diogenes mit einem gerupften Huhn in die Versammlung geplatzt kam und rief: ‚Seht! Ich zeige euch einen Menschen.‘ Als sich die Aufregung gelegt hatte, kamen die Philosophen erneut zusammen und verfeinerten ihre Definition. Ein Mensch, sagten sie jetzt, ist ein federloser

Zweibeiner mit breiten Nägeln“ (S. 252). Mit der unkonventionellen Gestaltung macht das Buch mehr Lust auf die Philosophie. Vor allem für Schüler gedacht, dürfte es auch Studenten oder sonstigen Neugierigen viel Freude bereiten. Durch das Buch kommt der Leser schnell auf den Geschmack und greift zu weiterführender Lektüre. Der ein oder andere wird sich womöglich sogar Primärliteratur zuwenden.



58 ARISTOTELES

IM KONTEXT

DISZIPLIN  
**Erkenntnistheorie**

LEITRE  
**Empirismus**

FÜHRER  
**399 v. Chr.** Sokrates erklärt Tugend zur Weisheit.

**um 380 v. Chr.** Im Dialog Der Staat entwickelt Platon seine Ideenlehre.

SPÄTER  
**9. Jh. n. Chr.** Aristoteles' Schriften werden ins Arabische übersetzt.

**13. Jh.** Aristoteles' Werke werden ins Lateinische übersetzt.

**1690** John Locke begründet die Schule des englischen Empirismus.

**1735** Der Zoologe Carl N. Linnäus (späterer Name: Carl von Linné) begründet mit *Systema Naturae* die moderne Taxonomie, die auf Aristoteles' Klassifikationen basiert.

**A**ls 17-Jähriger kam Aristoteles nach Athen, um bei Platon zu studieren. Der berühmte Philosoph war zu der Zeit 80 Jahre alt und hatte seine Ideenlehre bereits ausformuliert. Danach sind alle irdischen Phänomene, ob »Gerechtigkeit« oder die Farbe Grün, nur Schatten idealer Urbilder (Ideen), die den irdischen Erscheinungen ihre Identität verleihen. Aristoteles übernahm viel von Platon, war aber nicht nur lernbegierig, sondern auch von anderem Temperament als sein Meister. Dieser war beiläufig und intuitiv, Aristoteles eher gelehrt und er ging methodisch vor. Doch schätzten sich beide wohl sehr – Aristoteles blieb als Schüler und Lehrer 20 Jahre an der Akademie, bis zu Platons Tod. Als er nicht dessen Nachfolger wurde, machte er sich auf eine Reise nach Iosien.

**Kritik an Platons Ideenlehre**  
Frei von Lehrverpflichtungen konnte Aristoteles sich ganz seinen Naturstudien hingeben. Diese bestärkten ihn in seinem Verdacht, dass Platons Ideenlehre falsch war. Haben Aristoteles' Argumente Platon direkt beeinflusst, der in seinen späten Dialogen einige frühere Positionen

korigierte? Sicher ist nur, dass Platon das »Dritte-Mann-Argument« auch selbst bedacht hat, mit dem Aristoteles die Ideenlehre widerlegte. Wenn es im Reich der Ideen zum Beispiel die des vollkommenen Mannes gibt, nach der die irdischen Männer geformt sind, muss diese Idee, damit sie eben für unsere Vernunft erkennbaren Inhalt hat, wiederum auf einer Idee basieren, auf der Idee der Idee des Mannes gewissermaßen, und die wiederum auf einer weiteren, noch höheren Idee – und so weiter: ein unendlicher Regress. Aristoteles' spätere Widerlegung der Ideenlehre erfolgte direkt, sie war unmittelbar mit seinen Naturstudien verbunden. Denn sie zeigte ihm, dass er die Realität der Dinge bereits hier auf Erden erkennen konnte, womit es überflüssig wurde, ein hypothetisches Reich der Ideen zu postulieren. Vielleicht weil sein Vater Arzt war, lagen Aristoteles' wissenschaftliche Interessen in dem Bereich, den wir heute Biologie nennen. Platons Hintergrund war von mathematischen Studien geprägt. Das mag die unterschiedlichen Ansätze der beiden erklären. Die Mathematik, auch die Geome-

**Siehe auch:** Sokrates 45–48 • Platon 50–55 • Ariston 76–79 • Averroes 82–83 • René Descartes 116–123 • John Locke 130–133 • Gottfried Leibniz 134–137 • George Berkeley 138–141 • David Hume 148–153 • Immanuel Kant 164–171

DIE ALTE WELT 59



**Platon und Aristoteles** waren unterschiedlicher Ansicht über die Natur unversehrter Qualitäten. Platon sah sie allein im Reich der Formen, für Aristoteles sind sie wirklich in dieser Welt.

gemeinsamen Eigenschaften Dinge zu dem machen, was sie sind. Der einzige Weg, die Welt zu erkennen, führt über die Sinne.

**Der aristotelische Formbegriff**

Wie Platon sucht auch Aristoteles nach einem unveränderlichen und ewigen Grund in einer Welt, die durch Veränderung charakterisiert ist. Aber er sieht keine Notwendigkeit, diesen Grund in einer separaten Welt der Ideen zu vermuten, die nur der Seele zugänglich ist. Die Evidenzen sind hier, in der Welt um uns, und sie sind mit unseren Sinnen wahrnehmbar. Aristoteles versteht die Objekte der materiellen Welt nicht als unvollkommene Kopien ihrer Idee (wie Platon), sondern sagt, die wesentliche Form eines Dinges (das, was es zu dem macht, das es ist) ist in jedem Exemplar dieses Dinges real. »Hundheit« ist also nicht nur eine »

trie, geht mit abstrakten Begriffen jenseits der alltäglichen Wahrnehmungswelt um. Die Biologie befasst sich mit der Welt um uns und gründet vor allem auf Beobachtung. Platon sah seine Sphäre der Ideen darin bestätigt, dass wir erfolgreich mit Begriffen wie »Kreis« (der in exakter Form in der Natur nicht vorkommt) operieren können. Aristoteles aber verwies darauf, dass man gewisse Konstanten durchaus durch Untersuchung der natürlichen Welt entdecken kann.

**Den Sinnen vertrauen**

Damit stolze Aristoteles Platons Theorie auf den Kopf. Er misstraute den Sinnen nicht, im Gegenteil, Aristoteles verließ sich auf sie, um seine Theorien zu beweisen. Aus seinen Naturstudien wusste er: Man kann die Eigenschaften jedes Exemplars eines bestimmten Tieres

(einer Pflanze) feststellen und sich daraus ein definitives Bild dessen machen, was das jeweilige Tier (die Pflanze) von allen anderen unterscheidet. Daraus lässt sich ableiten (deduzieren), was es zu dem macht, das es ist, zu Hund oder Rose. So bestätigten seine Studien, wovon er bereits überzeugt war: Die Fähigkeit, das Allgemeine – Formen oder Ideen – zu erkennen, ist erworben und nicht angeboren, wie Platon behaupten musste, um den unendlichen Regress zu vermeiden. Jedes Mal, wenn ein Kind einen Hund sieht, erkennt es etwas, was dieser eine mit anderen Händen gemeinsam hat. Irgendwann kennt es alles, was einen Hund zu einem Hund macht. Damit hat es eine Vorstellung der »Hundheit«, der, wie Aristoteles sagt, Form des Hundes. Auf diese Weise lernen wir aus der Erfahrung, lernen, welche

»... alles, was die Natur hervorbringt, [ist] immer so vollkommen angelegt ... als es nur sein kann.«

**Aristoteles**  
Nikomacheische Ethik



Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Dorling Kindersley Verlages.

166 IMMANUEL KANT

**IM KONTEXT**

DISZIPLIN  
**Metaphysik**

LEHRE  
**Transzendentaler Idealismus**

FRÜHER

**1641** Descartes veröffentlicht die Meditationen, in denen er alle Erkenntnis außer der seines eigenen Bewusstseins bezweifelt.

**1739** David Hume veröffentlicht den Traktat über die menschliche Natur, der die Grenzen unserer Fähigkeit behandelt, die Realität wahrzunehmen.

SPÄTER

**19. Jh.** In Reaktion auf Kants kritische Philosophie entwickelt sich der deutsche Idealismus.

**Anfang 20. Jh.** Edmund Husserls Phänomenologie, eine Untersuchung über die Gegenstände der Erfahrung, beruht sich auf Kants Bewusstseinsbegriff.

**K**ant hielt es für einen «Skandal, dass in der langen Geschichte des philosophischen Denkens niemand die Existenz der äußeren Welt beweisen konnte. Im Blick hatte er dabei Descartes und Berkeley, die die Meinung vertraten, dass ein solcher Beweis unmöglich sei. Nach Descartes wiederum kann man an allem zweifeln, nur am Zweifel selbst nicht, am «Ich denke». Von da aus versucht er das Sein des «Ich», dann das «Sein» Gottes und damit auch jenes einer äußeren Welt zu erweisen. Viele Philosophen, auch Kant, fanden diesen Gottesbeweis nicht

überzeugend. Nach Berkeley wiederum stammt alle Erkenntnis aus den Sinneseindrücken, die unser Bewusstsein wahrnimmt. Für die Annahme, hinter diesen Wahrnehmungen stehe eine äußere Welt, sah er keinen legitimen Grund.

**Zeit und Bewusstsein**

Kant behauptet dagegen, die Existenz einer äußeren, materiellen Welt sei vernünftig nicht zu leugnen. Damit etwas existiert, so beginnt Kants Beweisgang, muss es in der Zeit bestimmbar sein: Wir müssen sagen können, wann es existiert und wie lange. Aber: Ist das auch im Fall unseres eigenen Bewusstseins möglich?

Das Bewusstsein ist mit seinen ständig wechselnden Empfindungen und Gedanken dauernd im Fluss. Mit «jetzt» können wir uns auf das beziehen, was gerade in unserem Bewusstsein geschieht, doch «jetzt» ist keine bestimmte Zeit. Immer wenn ich «jetzt» sage, hat sich mein Bewusstsein schon wieder verändert.

Darin liegt das Problem: Lässt sich das «Wann» meiner eigenen Existenz genau bestimmen? Wir können Zeit nicht direkt, nicht als solche wahrnehmen, sondern nur indirekt: anhand der Dinge, die sich in der Zeit verändern oder gleich bleiben. Die Zeiger einer Uhr etwa sagen nichts über die Zeit aus, dies tut nur der Kreisbogen, den sie im Lauf der Zeit zurücklegen. Das heißt: Die Mittel, die ich habe, um mein sich ständig veränderndes «Jetzt» zu messen, finden sich in materiellen Gegenständen außerhalb von mir (meinen eigenen Körper eingeschlossen). Sage ich: «Ich bin», so setze ich damit einen bestimmten Zeitpunkt voraus und damit zugleich auch eine existierende Außenwelt, in der Zeit vergeht. Die Gewissheit, dass es eine



**Nach Kant** können wir die Zeit nur durch Dinge erfahren, die sich in der Welt bewegen oder verändern wie zum Beispiel Uhrenzeiger. Zeit ist also nur indirekt Gegenstand unserer Erfahrung

äußere Welt gibt, ist nichts anderes als die Gewissheit, dass ich – denkend – bin. Nach Descartes ist daran nicht zu zweifeln.

**Wie ist Wissenschaft möglich?**

Kant will wissen, wie Wissenschaft die äußere Welt begreift, denn auch er bewundert den großartigen Fortschritt, den die Naturwissenschaften in den zwei Jahrhunderten zuvor gemacht hat, dazu das enorme Tempo, während die Wissenschaften in früheren Zeiten nur langsam oder gar nicht vorankamen. Was haben die Naturforscher plötzlich anders, offenbar richtig gemacht? Eine Antwort hatte der Empirismus gegeben, der als Wissen nur anerkannte, was durch Erfahrung der Sinne zu erlangen war. Damit wandten sich die Empiristen gegen den Rationalismus, der Begriffe und damit das Denken selbst für Produzenten von Wissen hielten. Sagten die einen, die Begriffe seien blind ohne die Sinne, hielten die anderen dagegen, sinnliche Erfahrung ohne Begriffe sei chaotisch. Das kokettierten Empiristen mit dem Hinweis, die jünge-

**Siehe auch:** René Descartes 116–123 • John Locke 130–133 • George Berkeley 138–141 • David Hume 148–153 • Johann G. Fichte 176 • Georg W. F. Hegel 178–185 • Friedrich Schelling 335 • Arthur Schopenhauer 186–188

DAS ZEITALTER DER REVOLUTION 167

ten wissenschaftlichen Erfolge seien allein den Wissenschaftlern zuzuschreiben, die Dinge in der Welt beobachteten, unbeeinflusst von Annahmen, die allein auf der Vernunft beruhten. Kant gibt den Empiristen Recht. Die Behauptung jedoch, es habe vor dem 16. Jahrhundert keine empirische Beobachtung gegeben, hält er für falsch. Nicht das Beobachtete selbst – die neue Methode bewirke den Unterschied. Sie beruht auf zwei Elementen: Erstens lassen sich Begriffe wie Kraft oder Bewegung mathematisch beschreiben. Zweitens sind diese Begriffe experimentell zu überprüfen. Man stellt der Natur Fragen, leitet also aus einem Begriff eine Hypothese oder eine Prognose ab und überprüft empirisch, ob das Erwartete eintritt. So hat Galilei die Hypothese getestet, dass zwei Dinge mit unterschiedlicher Masse mit der gleichen Geschwindigkeit zur Erde fallen. Er entwarf ein Experiment, steckte Stein und Feder in ein luftleer gepumptes Rohr, und sah: Beide fallen gleich schnell.

Methodisches Vorgehen, davon ist Kant überzeugt, hat die Physik auf den «sicheren Weg der Wissenschaft» gebracht. Aber er fragt:

»... wiewohl eben darin Philosophie besteht, seine Grenzen zu kennen ...«

**Immanuel Kant**  
Kritik der reinen Vernunft



Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Dorling Kindersley Verlages.

# ES GIBT NICHTS AUSSERHALB DES TEXTES

JACQUES DERRIDA (1930–2004)



Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Dorling Kindersley Verlages.

Dr. Daniel Facius

# Gott im Fadenkreuz

John Lennox

*John Lennox. Gott im Fadenkreuz: Warum der Neue Atheismus nicht trifft. SCM R. Brockhaus, 2013. 320 S. ISBN: 978-3-4172-6535-4. 19,95 Euro.*

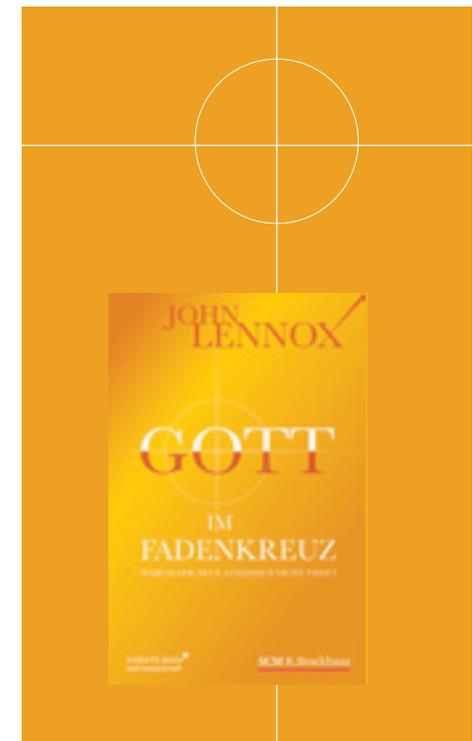
John Lennox ist Mathematikprofessor in Oxford und deutschen Lesern durch seinen Klassiker „Hat die Wissenschaft Gott begraben?“ bekannt, in dem er für die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Glauben argumentiert. Anlass für das vorliegende Werk ist das Aufkommen der „Neuen Atheisten“ um Richard Dawkins („Der Gotteswahn“) und Christopher Hitchens („Der Herr ist kein Hirte – Wie Religion die Welt vergiftet“), die von Lennox wohl zu Recht als „Anti-Theisten“ kategorisiert werden. In „Gott im Fadenkreuz“ werden Argumente zusammengetragen und systematisiert, die Lennox in mehreren

öffentlichen Debatten mit Vertretern des Neuen Atheismus ausgetauscht hat. Entstanden ist damit aber nicht nur eine defensive Abhandlung, in der Argumente widerlegt werden, sondern auch eine aktiv-positive Begründung für die Wahrheit des Christentums.

Auch wenn Lennox selbst klarstellt, dass er die wissenschaftlichen Aspekte des Themas bereits an anderer Stelle behandelt hat und es nun mehr um moralische Fragen oder die Gefahren von Religion gehen soll, nehmen Argumentationen auf der wissenschaftlich-logischen Ebene doch breiten Raum ein. Gleich in seinem ersten Kapitel (Sind Gott und Glaube Feinde von Verstand und Wissenschaft?) beschäftigt sich der Autor ausführlich mit der Behauptung von Stephen Hawking, dass der Urknall unausweichliche Folge der

Naturgesetze war, indem er ihm einen Kategorienfehler nachweist: „Hawkings Aufruf an uns, zwischen der Physik und Gott zu wählen ist ebenso offenkundig absurd wie die Aufforderung, uns zwischen den Gesetzen der Physik und dem Luftfahrtingenieur Sir Frank Whittle zu entscheiden, um das Düsentriebwerk eines Flugzeugs zu erklären“ (S.40). Dass Gesetze keine Ereignisse erzeugen, hat schon C. S. Lewis dargelegt, der von Lennox immer wieder zustimmend zitiert wird.

Im Folgenden werden weitere falsche Denkvoraussetzungen entlarvt. Dass Glaube nicht als „unbegründete Überzeugung“ und nicht einmal als speziell religiöser Begriff definiert werden kann, dass auch Atheisten an andere Menschen glauben (demonstriert durch einen Dawkins-Brief an seine Tochter),



dass selbst die Naturwissenschaften nicht mit strengen Beweisen, sondern mit Belegen arbeiten, all das sind grundlegende Fakten, die Lennox überzeugend darstellt. Absolut berechtigt sind auch seine Hinweise auf die Einseitigkeit der Neuen Atheisten. Während sie selbst keineswegs in die gleiche Kategorie gehören wollen wie gewalttätige Extremisten ihrer eigenen Weltanschauung (Stalin, Mao, Pol Pot), differenzieren sie kaum zwischen den zahlreichen unterschiedlichen Religionen (Sam Harris bemerkt immerhin, dass es nur wenige Atheisten gibt, „die nachts wachliegen und sich Sorgen wegen der Amish machen“). Während sie völlig blind sind für die Gräueltaten, die der atheistischen Philosophie entsprungen sind (Dawkins: „Nach meiner Überzeugung gibt es auf der ganzen Welt keinen einzigen Atheisten, der Mekka – oder Chartres, York Minster, Notre Dame ... mit dem Bulldozer plattmachen würde“), buchen sie Gewalttaten auf das Konto des Christentums, die der christlichen Lehre vollkommen widersprechen und übersehen, dass Jesus Gewalt abgelehnt und sich immer wieder um die Armen und Schwachen gekümmert hat: „Die Neuen Atheisten sollten Jesus Christus Beifall spenden – nicht ihn verdammen“ (S. 89). Kein Wunder, dass die positiven Auswirkungen des

christlichen Glaubens so gut wie gar nicht zur Sprache kommen, obgleich selbst Vertreter der Evolutionstheorie (also Wissenschaftler, die Dawkins auch als solche anerkennt) bekennen müssen: „Der christliche Glaube ist aus dem Blickwinkel der Evolution betrachtet nützlich“ (S. 100).

Größeren Raum nimmt auch die Beschäftigung mit den Thesen des schottischen Philosophen David Hume ein. Wie definiert sich beispielsweise „gutes“ Handeln, wenn man Gott aus dem Spiel lässt? Kann man aus Voraussetzungen im Indikativ Schlussfolgerungen im Imperativ ziehen, über das also, was „sein soll“? Ist die Wissenschaft wirklich in der Lage, moralische Aussagen zu treffen, ohne dass unwissenschaftliche Voraussetzungen eingeschleust werden? Und wie sieht es mit Humes Ansichten über Wunder aus, die er als „Verletzung der Naturgesetze“ definiert? Ist das korrekt? Und wenn ja: Spricht es dagegen, dass Wunder existieren? An dieser Stelle wendet Lennox Humes eigenes Kriterium über die Glaubwürdigkeit von Zeugen auf die biblischen Berichte an. Hume sagt (S. 225): „Kein Zeugnis reicht aus, ein Wunder festzustellen, es müsste denn das Zeugnis von solcher Art sein, dass seine Falschheit wunderbarer wäre als die Tatsache, die es festzustellen trachtet“. Lennox fragt: Ist es

denn nicht einigermaßen wunderbar zu glauben, dass die Apostel Jesu alle Betrüger waren, die für ihre eigene Lüge ins Gefängnis und in den Tod gegangen sind?

Das Buch schließt mit einem Blick auf die Auferstehung Jesu, die als historisch verteidigt wird. Argumentativ erinnert das Kapitel stark an C. S. Lewis, Lee Strobel oder auch Josh McDowell und beruht auf dem zentralen Argument, dass es keine wirklich plausible Erklärung für das leere Grab gibt – außer derjenigen, die das Evangelium selbst nennt.

„Gott im Fadenkreuz“ ist trotz der Behandlung einiger komplexerer Themen gut verständlich geschrieben und widerlegt zentrale Argumente der Neuen Atheisten, wobei zahlreiche Fußnoten ein vertieftes Arbeiten mit den Originalquellen ermöglichen. Immer wieder gelingt es Lennox, seine Gegner der Inkonsistenz oder Widersprüchlichkeit zu überführen, wobei er mit teils polemischen Äußerungen keinen Hehl daraus macht, für wie schwach er die Argumente von Dawkins und seinen Kollegen hält. „Der Neue Atheismus braucht einen dichten intellektuellen Nebel, um zu überleben“ (S. 100) – dieses Buch trägt dazu bei, ihn zu lüften.

# HÄNSSLER

## KURZ UND BÜNDIG

In über 20 Sprachen weltweit im Buchhandel

INFORMATION | DISKUSSION | PRAXIS

nur je  
7,95 €

Nr. 395.330, 112 S.	Nr. 395.336, 80 S.	Nr. 395.282, 96 S.	Nr. 395.285, 96 S.
Nr. 395.250, 96 S.	Nr. 394.551, 96 S.	Nr. 395.025, 96 S.	Nr. 395.245, 96 S.
Nr. 395.252, 112 S.	Nr. 394.674, 128 S.	Nr. 394.801, 96 S.	Nr. 394.802, 128 S.
Nr. 394.962, 112 S.	Nr. 394.959, 128 S.	Nr. 395.126, 112 S.	Nr. 395.179, 80 S.

SCM Hänssler

Der Herausgeber Thomas Schirmmacher

Professor Dr. mult. Thomas Schirmmacher (Jahrgang 1960) ist verheiratet und hat zwei Kinder. Fachlich ist er durch drei Promotionen in Theologie, Völkerkunde und Ethik ausgewiesen und leitet als Rektor das Martin Bucer Seminar. Vor allem setzt er sich jedoch im Rahmen der Deutschen und der Weltweiten Evangelischen Allianz engagiert für Familie, Menschenrechte, Entwicklung und Ausbildung in der Dritten Welt ein.

Titus Vogt

# Biblische Dogmatik

Wayne A. Grudem

Wayne A. Grudem. *Biblische Dogmatik – Eine Einführung in die systematische Theologie. Theologisches Lehr- und Studienmaterial des Martin Bucer Seminars Bd. 29. Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft und Hamburg: arche-medien, 2013. 1430 S. (Hardcover). ISBN 978-3-8626-9066-4 (VKW). Subskriptionspreis 49,90 EUR (bis 31.08.2013 gültig), danach 59,90 EUR.*

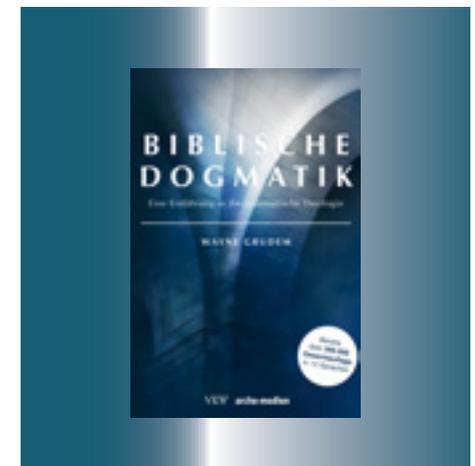
Wayne A. Grudem war zwanzig Jahre lang als Professor für Biblische und Systematische Theologie an der Trinity Evangelical Divinity School, Deerfield, Illinois, tätig und ist heute Professor mit Forschungsauftrag für Bibel und Theologie am Phoenix Seminary, Arizona. Er hat akademische Grade von Harvard (B. A.), vom Westminster

Seminary (M. Div.) und von der Universität Cambridge (Ph. D.) inne. Seine „Biblische Dogmatik“ ist kürzlich erschienen. Damit ist das weltweit in aktuell zwölf Sprachen und mit über 300.000 gedruckten Exemplaren weitverbreitete Standardwerk nun endlich auch in deutscher Sprache erhältlich. Es bietet „Eine Einführung in die systematische Theologie“ auf der Basis reformatorischer Theologie bei gleichzeitiger offener und fairer Darstellung und Diskussion anderer Positionen.

Der Bonner Verlag für Kultur und Wissenschaft gibt dieses Buch in Co-Produktion mit arche-medien, dem Verlag des Gemeinde und Missionswerkes ARCHE (Hamburg), heraus. Dies wurde maßgeblich durch umfangreiche Hilfe vieler Mitarbeiter des Martin Bucer Seminars möglich.

Wayne Grudem glaubt, dass Theologie „gelebt und gebetet und gesungen“ werden soll (Vorwort) – doch bevor dies geschehen kann, muss sie zunächst verstanden werden. In diesem viel verkauften Lehrbuch beginnt jedes Kapitel mit einer klaren Definition der zu erörternden Lehre und diskutiert im weiteren Verlauf ausführlich deren Begründung in der Heiligen Schrift. Dann folgen Fragen zur persönlichen Anwendung, die dabei helfen sollen, die Relevanz der Lehre für das Leben des einzelnen Christen und der Kirche deutlich zu machen. Jedes Kapitel endet mit einem Loblied, das zum gemeinsamen und persönlichen Singen und Nachsinnen geeignet ist. Wayne Grudems warme, pastorale und praktische Herangehensweise an die systematische Theologie ist weithin hoch

gewürdigt worden. Er belegt Seite für Seite, wie wichtig biblische Lehre ist, sowohl für das geistliche Wohl des Einzelnen als auch für das Wohlergehen der christlichen Kirche in ihrer Gesamtheit.



Johannes Otto

# Die neue Welt und der neue Pietismus

Frank Lüdke & Norbert Schmidt (Hrsg.)

*Frank Lüdke, Norbert Schmidt (Hrsg.). Die neue Welt und der neue Pietismus: Anglo-amerikanische Einflüsse auf den deutschen Neupietismus. Lit Verlag, 2012. 219 S. ISBN: 978-3-6431-1534-8. 19,90 Euro.*

Im September des Jahres 2011 fand an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg das zweite Theologische Symposium der Forschungsstelle Neupietismus statt. Das Symposium beschäftigte sich unter dem Titel „Die neue Welt und der neue Pietismus“ mit den Einflüssen der angloamerikanischen Welt auf den deutschen Neupietismus. Der nun vorliegende Sammelband enthält neun Vorträge des Symposiums. Eröffnet wird der Band mit einem Aufsatz des Mitheraus-

gebers Prof. Dr. Frank Lüdke unter dem Titel „Von Bonifatius bis Willow Creek – eine kurze Geschichte der englisch-amerikanischen Einflüsse auf das Christentum in Deutschland“, der viele interessante Aspekte der gegenseitigen Befruchtung des englischen und des deutschen Christentums anführt, wie zum Beispiel die Entstehung der Sonntagsschulen und die Einführung neuer Evangelisationsmethoden. Naturgemäß kann so ein „Rundumschlag“ nur in groben Zügen erfolgen. So mag man sich auch fragen, ob etwa Bonifatius tatsächlich als Beispiel englischen Einflusses auf das deutsche Christentum bezeichnet werden kann? Weiterhin erscheinen Aussagen wie die, dass Luther ohne

Wyclif nicht das geworden wäre, was er geworden ist, dann doch etwas gewagt. Darauf folgt der Beitrag von Dr. Thomas Hahn-Bruckart über Friedrich von Schlümbach, der als „deutschsprachiger Exponent der anglo-amerikanischen Evangelisationsbewegung“ (S. 47) dargestellt wird und der „einen nachhaltigen Einfluss auf die Gestalt christlicher Jugend- bzw. Jungmännerarbeit in Deutschland und damit auch auf die Organisationsformen erwecklich-protestantischen Christentums“ (S. 35) ausübte.

Der Beitrag von Dr. Hans-Martin Thimme befasst sich mit August Rauschenbusch. Rauschenbusch wanderte im 19. Jahrhundert als Seelsorger nach Amerika aus, um dort unter den deut-

schen Einwanderern zu arbeiten und kehrte zum Ende seines Lebens wieder nach Deutschland zurück. „Er prägte wie wenige andere seiner Generation den deutschen Baptismus beiderseits des Atlantik.“ (S. 59)

Unter dem Titel „Ernst Ferdinand Ströter – Endzeitspezialist zwischen den Kontinenten“ schreibt Dr. Ekkehard Hirschfeld über Ströter als exponiertem „Vertreter eines bestimmten Aspektes anglo-amerikanischer Theologie – des dispensationalistischen Prämillenniarismus – im Raum der damaligen neueren deutschen Erweckungsbewegung“ (S. 69).

Die Arbeit von Nicholas Michael Railton trägt den Titel „Die Mildway-Konferenz und britische judenmis-

sionarische Impulse für die deutsche Heiligungsbewegung“. Railtons Aufsatz gehört zu den fundierteren des Buches; das belegen schon die 162 Fußnoten. Er untersucht die Bedeutung der „in der kirchengeschichtlichen Forschung fast unbekannt(n) Mildmay Konferenz“, „vor allem unter dem Gesichtspunkt der dort unterstützten Judenmission und der damit zusammenhängenden Endzeitlehre“ (S. 73).

Die Bedeutung von „Mildmay“ wird daran deutlich, dass sie damals „geradezu als Schwesterorganisation der Evangelischen Allianz betrachtet“ (S.73) wurde. Sie war ein wesentlicher Antriebsmotor für das Bewusstmachen der Notwendigkeit der Judenmission. Letztlich, so Railton, gibt es keinen Pietismus, „für den die Hoffnung auf die Rettung Israels keine Rolle spielt“ (S. 108).

Karl Heinz Vogt untersucht in seinem ebenfalls sehr fundierten Beitrag „Methodistische Einflüsse auf die Gemeinschaftsbewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts“. Darauf folgt die Abhandlung über eine der Schlüsselfiguren der deutschen Gemeinschaftsbewegung von Markus Krause: „Robert Pearsall Smith – Impulsgeber für die deutsche Gemeinschaftsbewegung“. Krause liefert einen knappen Überblick über das Leben von Robert Pearsall Smith und geht auf seine ambivalente Persönlichkeit ein. Wolfgang Reinhardt befasst

sich unter dem Titel „Die Erweckung in Wales 1904/05 und ihre Auswirkungen auf den deutschen Neupietismus“ mit der letzten „großen Erweckung“ in Europa, über die erstaunlicherweise die kirchengeschichtlichen Standardwerke des 20. Jahrhunderts einfach hinweggehen. Monographien dazu sucht man ebenfalls vergeblich, was diesen Beitrag wertvoll macht.

Der vorletzte Beitrag von Sven Brenner trägt den Titel „Der angloamerikanische Einfluss auf die deutsche Pfingstbewegung“. Neben dem Ursprung der Pfingstbewegung in Deutschland behandelt Brenner auch die angloamerikanischen Einflüsse auf die Pfingstbewegung vor und nach 1945 und den nach dem Krieg stark zunehmenden Einfluss der amerikanischen Pfingstbewegung auf Deutschland.

„Der Einfluss der angloamerikanischen Heiligungstheologie auf Theodor Jellinghaus“ von Thorsten Dietz ist der letzte Beitrag des Buches. Dietz widmet sich einem damals führenden Theologen der Gemeinschaftsbewegung, Theodor Jellinghaus, und der Entwicklung seiner Heiligungstheologie, die er dann wieder öffentlich und mit Nachdruck verwarf.

Das Buch wirft einen Blick auf eine turbulente Zeit, von der wir heute in mancherlei Hinsicht nur träumen können, in der es allorts geistliche Aufbrüche gab. Es zeichnet die Geschichte verschiedener Personen, Werke, Ein-

richtungen und Methoden nach, die für uns heute selbstverständlich sind, aber alle aus der Zeit eines allgemeinen geistlichen Erwachens stammen. Das macht diesen Sammelband interessant.

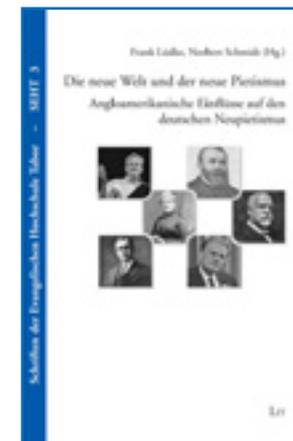
Die Beiträge greifen vielfach die damalige Begeisterung auf und man spürt ihnen ab, dass sie das Anliegen von damals in unsere Zeit transportieren möchten. Dabei kommen die negativen Aspekte der Heiligungs- und Pfingstbewegung meines Erachtens etwas zu kurz. So erscheint etwa die Behauptung von Lüdke, die Berliner Erklärung sei als Reaktion auf die aufkommende Zungenrede verfasst worden, als etwas gar zu oberflächlich.

Überhaupt fehlt eine klare inhaltliche Auseinandersetzung mit der damaligen Kritik an der Heiligungsbewegung, die ja zum Teil von ehemaligen Befürwortern kam, ebenso wie eine biblisch-theologische Bewertung der Ereignisse und Lehren. Beispielsweise wird mehrfach davon berichtet, dass im Zuge der Erweckungsbewegung der Dienst der Frau in Lehr- und Leitungsaufgaben etabliert wurde. Doch ist er dadurch schon gerechtfertigt?

Etwas unklar bleibt auch, was nun eigentlich das spezifisch Anglo-amerikanische gegenüber dem Deutschen ist. Die Wechselseitigkeit, die Hahn-Bruckhart im Blick auf Schlümbach beschreibt, trifft meines Erachtens auch auf viele andere Teile der Darstellung zu:

„Die Wirksamkeit Schlümbachs lässt fragen, ob die mit ihm einhergehenden Einflüsse aus dem amerikanischen Raum mit ‚angloamerikanisch‘ präzise bezeichnet sind. Es erscheint angemessener, von einer doppelten Brechung bzw. Transformation zu sprechen: erstens beim Transfer zwischen angloamerikanischem und deutsch-amerikanischem Raum, dann zweitens beim Transfer zwischen deutsch-amerikanischem und deutschem Raum.“ (S. 47).

Trotz der beschriebenen Einseitigkeit liefert der vorliegende Band insgesamt wertvolle historische Darstellungen, die den Wunsch nach neuer geistlicher Erweckung in unseren Tagen wecken.



Dr. Daniel Facius

# Hölle – Der Blick in den Abgrund

Carsten Schmelzer

*Carsten Schmelzer. Hölle – Der Blick in den Abgrund. SCM R. Brockhaus, 2012. 256 S. ISBN: 978-3-4172-6492-0. 14,95 Euro.*

Das Interesse am Thema Hölle scheint in den letzten Jahren zuzunehmen. „Hölle light“ und „Himmel und Hölle“ aus der Reihe „Mythos und Wahrheit“ sind zwei Beispiele für aktuelle Bücher zu diesem Themenkomplex. „Eines der gründlichsten und scharfsinnigsten Bücher der letzten Jahre zu diesem heißen Thema“, so wirbt der Brockhaus-Verlag für das Buch von Carsten Schmelzer, „Pastor, Autor, Prediger, Musiker und Jesus-Freak in Remscheid“. Dieses Versprechen – soviel sei vorweggenommen – kann das Buch nicht halten. Schon der Autor selbst erklärt, er habe einen „Überblick“ über den Diskussionsstand

verfasst und biete in vielen Fragen „nur eine erste Orientierung“ (S. 13) an. Leider ist auch das noch übertrieben, denn Schmelzer führt den Leser eher in die Orientierungslosigkeit.

Zu Beginn beschäftigt sich der Autor mit alternativen Theorien zur „klassischen Höllenlehre“ (nach der die Hölle ein Ort der ewigen Bestrafung der Ungläubigen ist), die in der Frühzeit des Christentums angeblich eine „Außen-seiterposition“ eingenommen haben soll (S. 22). Bereits diese Aussage ist (wie einige kirchengeschichtliche Behauptungen des Verfassers) fragwürdig, gehen doch die meisten frühen Kirchenväter ohne weiteres von einem Endgericht mit dualem, endgültigem Ergebnis aus – und die aus dem 2. Jahrhundert stammende Petrusapokalypse (die zwar nicht

kanonisch ist, aber vielen als Schrift des Petrus galt) lässt es an einer plastischen Schilderung der Höllenqualen nicht fehlen. Richtig ist, dass es früh Alternativen zu dieser Sicht gab. Hier nennt Schmelzer die „Allversöhnung“ sowie die „sehr komplexe Variante“ der Apokatastasis (Wiederherstellung), Annihilismus und Konditionalismus sowie die liberal-atheistische Variante. Eine sachlich-exegetische Auseinandersetzung findet weitgehend nicht statt. Des Autors „Einwände gegen Origines“ lesen sich beispielsweise so: „Niemand würde sagen, dass Origines in allem Recht hatte. Er war ein Kind seiner Zeit und in viele Missverständnisse verstrickt. Auch seine Lehre der Wiederherstellung hat einige schwer verdauliche Elemente“ (S. 29). Viel tiefer gehen die Analysen sel-

ten. So erfährt der verblüffte Leser, dass Annihilismus und Konditionalismus auch im Neuen Testament zu finden sein müssen, „da die Kirchenlehrer die Bibel auslegten“ (S. 35) und letzterer „offenbar biblisch so gesichert ist“ (S. 39), dass man ihn „nicht unbedingt verwerfen muss“; dass unsere Sicht von der Hölle mehr von Augustinus geprägt ist als von der Bibel und der „Limbus“ (der Aufenthaltsort ungetauft verstorbener Kinder) die gedankliche Folge ist, wenn man „die Erbsünde konsequent durchhalten will“ (S. 43); dass die klassische Höllenlehre jedem, der einen Funken Menschlichkeit in sich hat, „monströs“ erscheinen muss (S. 45) und dass Spurgeon nur deshalb so klar von der Hölle predigen konnte, weil seine Überzeugung „nicht durch Zweifel oder Studium angefoch-

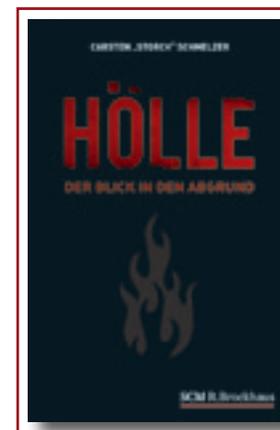
ten wurde“ (S. 46, sic!). Man wundert sich nach solchen Darlegungen schon nicht mehr, dass es nach der Vorstellung dieser Konzepte in der Zusammenfassung heißt: „Welche Position letzten Endes recht hat, wird die Zeit entscheiden“ (S. 63).

Nach einem immerhin recht innovativen Blick über die Behandlung der Höllenthematik in Kunst und Literatur nimmt der Autor seinen theologischen Parforceritt wieder auf. Er behandelt, meist in wenigen Absätzen, das Totenreich, die beiden Auferstehungen, das Stadium zwischen Tod und letztem Gericht, die Frage nach Gottes Wesen (Richter und Retter), die Theodizeefrage, die Taufe, das Gericht nach Werken, die Bedeutung des Glaubens, die Bekehrung, das Übergabegebet, die Prädestination, die Verlierbarkeit des Heils, das Gericht über die Völker, Gott in der Natur, das Schicksal von Kindern und Behinderten und den Pluralismus. Lösungen werden entweder gar nicht angeboten oder in einer Form, die mehr Fragen aufwirft als beantwortet. So lautet beispielsweise das Fazit zur Frage der Verlierbarkeit des Heils: „In Kürze bedeuten diese Überlegungen, dass es zwar grundsätzlich möglich ist, das Heil wieder zu verlieren. Aber wir können auch darauf vertrauen, dass Gott uns bewahrt. Man muss nicht fürchten, das Heil aus Versehen wieder zu verlieren. Es ist und bleibt eine eigene

Entscheidung“ (S. 171). Zur Frage, ob es außerhalb von Jesus Heil gibt, heißt es: „Auf Ausweichmöglichkeiten und B-Pläne sollten wir uns zumindest nicht verlassen“ (S. 189). Zu Jan Bonda, einem reformierten Pfarrer und Anhänger der Allversöhnung, fällt Schmelzer ein: „Bonda hält einige Augenöffner bereit und liefert an vielen Stellen gute Auslegungen, aber der Gesamteindruck wirkt nicht überzeugend. Am Ende bleibt die Hoffnung, dass er Recht haben könnte, diese wird allerdings nicht zur Gewissheit“ (S. 187).

So sympathisch es auch sein mag, wenn ein Autor bekennt, nicht auf alle Fragen eine Antwort zu haben, stellt sich doch die Frage, ob man ein Buch schreiben sollte, wenn man auf nahezu keine Frage eine Antwort hat. Schmelzer kann sich nicht einmal dazu durchringen, die Existenz der Hölle zu behaupten, sondern erklärt lediglich, er „glaube“ an sie, wisse aber weder, ob sie ewig sei oder nicht, noch wie es dort aussehe, noch, wer dort hineinkomme (S. 204). Bei so viel Ahnungslosigkeit ist es umso ärgerlicher, wie mit einigen der größten Theologen der Kirchengeschichte umgesprungen wird. Spurgeon und Augustinus wurden schon genannt, aber auch die Aussagen über Edwards (seine Predigten „versagen darin, Zusammenhänge zu erkennen oder den Text auszuliegen“, S. 109) und Calvin („Er war außerdem Politiker und regierte die Stadt

Genf“, S. 220; „für die Schriftauslegung seiner Zeit war es nicht ungewöhnlich, von einzelnen Versen auszugehen, ohne jedes Mal den Zusammenhang auszuwerten“, S. 224) sind geradezu abenteuerlich. Man fragt sich ernsthaft, wie dieses Buch das Lektorat in einem seriösen Verlag wie R. Brockhaus überstanden hat, zumal auch formal einige Mängel ins Auge fallen (werden Bibelstellen nun in Anführungszeichen gesetzt (S. 53) oder nicht (S. 37), kursiv gedruckt (S. 120) oder nicht (S. 16)? Werden Literaturzitate eingerückt (S. 63) oder nicht (S. 71)? Werden Absatzmarken nach Zitaten eingerückt (S. 39) oder nicht (S. 64) – auch hier konnte sich offenbar jemand nicht entscheiden. Kurzum: „Hölle – Der Blick in den Abgrund“ gehört sicherlich zu den schlechtesten Büchern, die zu diesem Thema erhältlich sind.



Johannes Otto

# Bibelsoftware Accordance 10

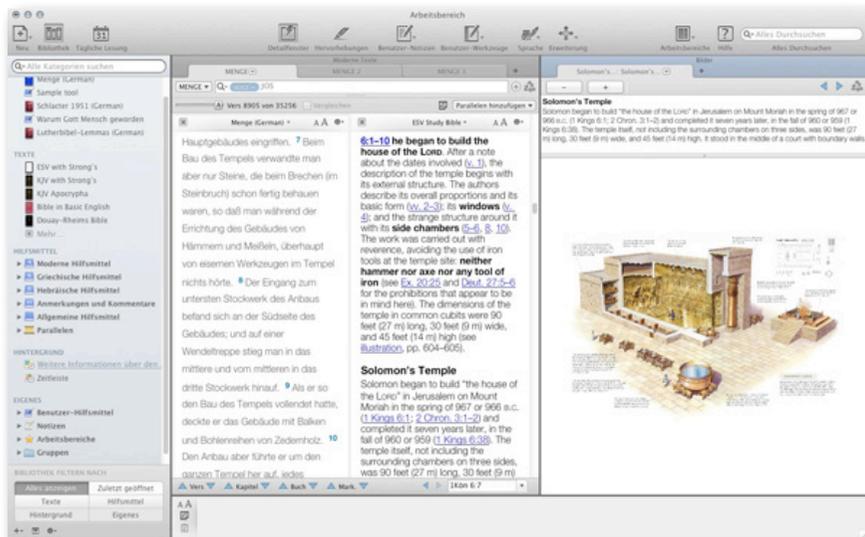


Abb. 1: Die neue Benutzeroberfläche



Abb. 2: Die neue Symbolleiste

Accordance 10 Starter Collection. 44,99 Euro (im Apple App Store).

Die Softwareschmiede Oak. Tree Software, Inc. hat im vergangenen Jahr die neueste Version ihrer Bibelsoftware herausgebracht.<sup>2</sup> Accordance 10 verfügt vor allem über eine neu gestaltete Benutzeroberfläche. Daneben wurden viele Funktionen überarbeitet und „aufpoliert“. Besonders überraschend war für viele die Ankündigung, dass die bisher nur für Macintosh-Betriebssysteme verfügbare Bibelsoftware in diesem Jahr auch für Windows verfügbar gemacht werden soll.<sup>3</sup>

**Eine Bibelsoftware, viele Möglichkeiten:** Accordance lässt sich wie bisher nach Belieben durch einzelne Module fast endlos erweitern und ausbauen. Zum Einstieg werden jetzt insgesamt sechs Grundpakete angeboten (Starter, Bible Study, Original Languages, Essential, Advanced, Ultimate), die unterschiedliche Schwerpunkte setzen und in Auswahl und Zahl der Module sowie natürlich im Preis variieren (zwischen \$49 und \$1999,99).<sup>4</sup> Das Starter-Paket enthält unter anderem neben einigen englischen Bibelübersetzungen die deutsche Schlachter-Übersetzung und ist wohl auch die beste Option für alle, die von Version 9 upgraden möchten. Ein besonderes Upgrade-Angebot für Nutzer bisheriger Versionen gibt es nicht.<sup>5</sup> Wie immer steht auch in Version 10 eine kostenlose Testversion zur Verfügung.<sup>6</sup> Accordance 10 ist die erste Version, die ältere Macintosh Be-

triebssysteme nicht mehr unterstützt. Während Accordance 9 unter Mac OS 7 bis 10.x läuft, erfordert die neue Version einen Apple Computer mit Intel-Prozessor und Mac OS 10.6 (oder höher).<sup>7</sup> Damit steht die neueste Version Nutzern älterer Apple Hardware nicht mehr zur Verfügung.

Wenden wir uns nun einigen wichtigen Neuerungen zu:<sup>8</sup>

**Die Benutzeroberfläche:** Die auffallendste Neuerung ist die neugestaltete Benutzeroberfläche. Während bis zu Accordance 9 die Benutzeroberfläche aus vier Fenstern (Bibliothek, Arbeitsbereich, Detailfenster und Ressourcenpalette) bestand, wurden diese nun in einem Fenster zusammengeführt (siehe Abb. 1). Die Elemente der Ressourcenpalette können jetzt weitgehend über die neue Symbolleiste (siehe Abb. 2) der Benutzeroberfläche angesprochen werden. Die Symbolleiste ist sehr übersichtlich gestaltet und lässt sich den eigenen Bedürfnissen anpassen. Das Detailfenster und das Bibliotheksfenster schweben nicht mehr frei auf dem Desktop, sondern sind ebenso fester Bestandteil des einen Gesamtfensters geworden. Sie lassen sich nach Bedarf leicht ein- und ausblenden. Das Detail-Fenster lässt sich aber auch auskoppeln und wie bisher separat positionieren. Der überarbeitete Bibliotheksbereich glänzt mit noch besserer Übersichtlichkeit. So sieht der Nutzer jetzt beispielsweise immer den vollständigen Namen eines Moduls, statt wie bisher nur ein Kürzel – statt bisher beispielsweise GNB ist nun der volle Name „Gute Nach-

richt Bibel“ zu sehen. Zudem lassen sich weitere Informationen zu einem Buch leicht per Mausklick auf ein neben dem Buchnamen befindliches Informations-Icon anzeigen (siehe Abb. 3). Neu ist auch, dass oben in der Bibliothek alle kürzlich verwendeten Module aufgelistet werden. Natürlich lassen sich auch wie schon in Accordance 9 die Module nach Belieben in Gruppen sortieren und einordnen, so dass jeder Nutzer seine Accordance-Bibliothek individuell gestalten und ordnen kann.

Unterhalb des Bibliotheksbereiches angebrachte Filter ermöglichen besonders in umfangreichen Bibliotheken eine leichtere Navigation. So ist es beispielsweise möglich, sich mit einem Mausklick alle Bibeltexte der Bibliothek auflisten zu lassen und alle anderen Module auszublenden. Auch die Verwaltung einzelner Arbeitsbereiche wurde vereinfacht und in die neue Symbolleiste integriert. So lassen sich für bestimmte Arbeiten optimierte Arbeitsbereiche leicht speichern und wieder aufrufen. Neu ist auch der sogenannte „Theme Sampler“ (siehe Abb. 4), der es ermöglicht, einzelnen Modulen im Arbeitsbereich individuelle Formatierungen der Schrift und des Hintergrunds zuzuweisen. Die Handhabung von Accordance auf dem Bildschirm ist durch die neue Benutzeroberfläche deutlich vereinfacht worden.

**Neustrukturierte Suchoptionen:** Accordance ist, was seine Suchmöglichkeiten im Text angeht, unter den Bibelprogrammen wohl unübertroffen. Accordance 10 hat seine Suchmöglichkeiten nun in zwei Grund-

kategorien aufgeteilt: „Exakte Suche“ und „Flexible Suche“. Unter „Exakte Suche“ fällt eigentlich alles, was Accordance auch bisher an Suchfunktionen bzw. -optionen zu bieten hatte. „Flexible Suche“ hingegen sucht alle Formen eines Wortes oder mehrerer Wörter, unabhängig davon, wo sie im Text stehen. So liefert beispielsweise die Suche nach „build houses“ unter anderem „build houses“, „building a house“ und „the house that King Solomon built“. Allerdings funktioniert das Ganze leider nur mit englischsprachigen Texten. Natürlich gibt es auch nach wie vor die Möglichkeit, alle Module auf einmal zu durchsuchen, wobei in Accordance 10 die Suchgeschwindigkeit nochmals erhöht wurde. Die „Alles Durchsuchen“-Funktion ist jetzt in die neue Symbolleiste integriert, wodurch diese Funktion leichter zugänglich wird (siehe Abb. 6). Neu ist die Amplify-Suche (dt. Erweiterung), die im Prinzip eine wesentliche Funktion der alten Ressourcenpalette übernimmt. Stößt man im Text auf ein bestimmtes Wort, dass man in einem bestimmten Modul nachschlagen möchte, so muss nur das Wort markiert und im Bibliotheksfenster auf das Amplify-Symbol des gewünschten Moduls geklickt werden. Alternativ lässt sich auch das Kontextmenü oder das Erweiterung-Symbol in der Symbolleiste benutzen.

**Weitere Neuerungen:** In Accordance 10 wurden viele altbewährte Funktionen überarbeitet. So wurden beispielsweise die Diagramme und die Darstellung der Analyse-Funktion, die anzeigt, wo ein Wort

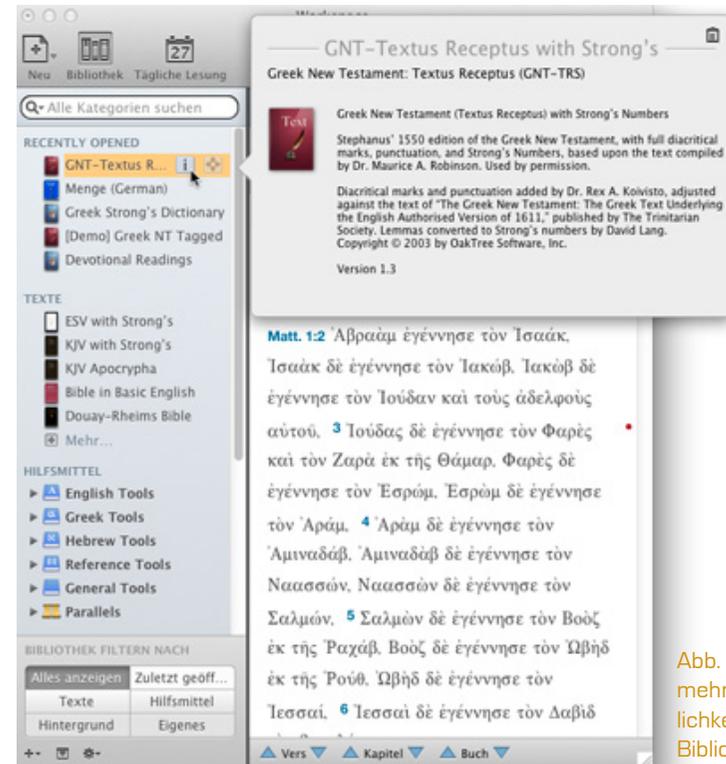


Abb. 3: Noch mehr Übersichtlichkeit in der Bibliothek

Abb. 4: Der neue „Theme Sampler“ unter „Arbeitsbereiche“



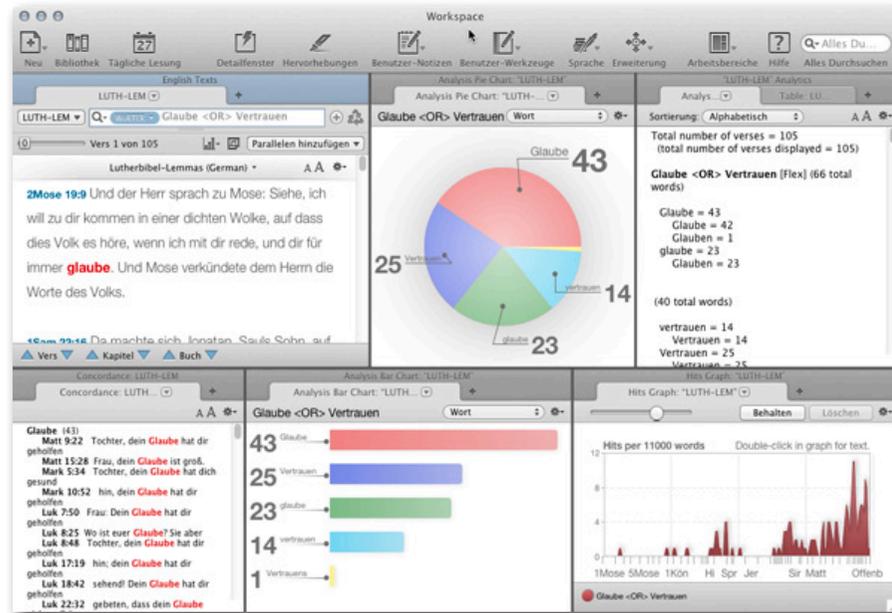


Abb. 5: Die überarbeitete Analyse-Funktion

mit welcher Häufigkeit vorkommt, optisch grundlegend verbessert (siehe Abb. 5). Damit lassen sich Suchergebnisse noch besser grafisch darstellen, und es wird eine übersichtlichere Auswertung der Ergebnisse ermöglicht. Eine sehr praktische Neuerung ist die „Tägliche Lesung“-Option. Wie der Name schon vermuten lässt, handelt es sich hierbei um einen in Accordance integrierten Bibelleseplan, der sehr leicht über die Symbolleiste zugänglich ist (siehe Abb. 7) und zum täglichen Bibellesen mit Accordance einlädt. Außerdem wurden die Markierungsoptionen für

Textstellen, die Eingabe von nicht-lateinischen Buchstaben, die Darstellung von Bildern und Texten sowie die Hilfefunktion verbessert. Neu hinzugekommen ist ein Lesemodus, der es ermöglicht, per Mausklick einzelne Module aus dem Arbeitsbereiche in den Vollbildmodus zu schalten.

**Fazit:** Die wesentliche Neuerung in Accordance 10 ist die neu gestaltete Benutzeroberfläche. Die übrigen Neuerungen bestehen in einer Neustrukturierung und einer grafischen Überarbeitung einiger Optionen und Funktionen. Die neue Benutzeroberfläche ist

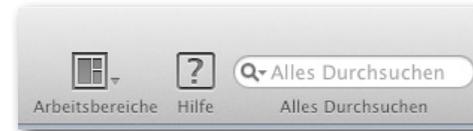


Abb. 6: „Alles durchsuchen“ – jetzt noch einfacher



Abb. 7: Tägliches Bibellesen mit Accordance

ein großer Gewinn. Sie erleichtert die Handhabung der Bibelsoftware in mancher Hinsicht deutlich. Viele Funktionen sind schneller und leichter zugänglich und machen das Bibelstudium mit Accordance einfacher.

Daher ist jedem Nutzer mit einem Intel-Mac der Kauf von Accordance 10 zu empfehlen. Sollte die angekündigte Windows-Version ähnlich leicht zu bedienen sein, könnte Accordance auch in der Windows-Welt einen Siegeszug beginnen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup>Das Accordance 10 Starter-Paket kann über den Apple App Store oder über die Accordance-Website erworben werden. Alle übrigen Accordance 10 Pakete sind nur über die Accordance-Website erhältlich.

<sup>2</sup>Rezensionen zu Accordance 8 und 9 gibt es auf „Bibellesen mit Accordance“ unter URL: <http://accordancebible.de> [Stand: 12.2.2013].

<sup>3</sup>Mehr dazu unter URL: <http://www.accordancebible.com/Accordance-For-Windows> [Stand: 12.2.2013]. Laut Auskunft der Accordance-Entwickler ist mit der Windows-Version von Accordance in der zweiten Hälfte dieses Jahres zu rechnen.

<sup>4</sup>Ein Vergleich der unterschiedlichen Pakete findet sich unter URL: <http://www.accordancebible.com/Collections-Comparison/> [Stand: 12.2.2013]. Die beiden Paketen „Mac Studienbibel 2“ der Deutschen Bibelgesellschaft werden weiterhin mit Accordance 9 ausgeliefert. Zu diesen Paketen siehe: Johannes Otto, „Mac Studienbibel, die 2. – Ein erster Blick auf die neuen Software-Pakete der Deutschen Bibelgesellschaft“. In: Glauben und Denken heute 2/2011. URL: [http://www.bucer.de/uploads/tx\\_org/gudh\\_008b.pdf](http://www.bucer.de/uploads/tx_org/gudh_008b.pdf) [Stand: 26.2.2013].

<sup>5</sup>Zur Installation von Accordance 10 siehe URL: <http://www.accordancebible.com/Installing> [Stand: 26.2.2013].

<sup>6</sup>Mehr dazu unter URL: <http://www.accordancebible.com/Free-Trial-Demo> [Stand: 12.2.2013].

<sup>7</sup>Die Systemvoraussetzungen für die Windows-Version waren bei Abfassung dieser Rezension noch nicht bekannt.

<sup>8</sup>Eine Übersicht der wichtigsten Neuerungen findet sich unter URL: <http://www.accordancebible.com/Features> [Stand: 26.2.2013].

Johannes Otto

# Der Kanon des Neuen Testaments

Bruce M. Metzger



*Bruce M. Metzger. Der Kanon des Neuen Testaments. Entstehung, Entwicklung, Bedeutung. Patmos Verlag, 2012. 304 S. ISBN: 978-3-8436-0184-9. 29,90 Euro.*

Obwohl der Kanon der Bibel für den christlichen Glauben von grundlegender Bedeutung ist, wird diesem Thema doch nur relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Der 2007 verstorbene Professor für Neutestamentliche Sprache und Literatur, Bruce M. Metzger, war ein führender Experte auf dem Gebiet der Textkritik des Neuen Testaments. In seinem 1997 erstmals erschienenen Werk zum Kanon des Neuen Testaments geht er von den Grundannahmen aus, dass die Idee eines Kanons aus dem Judentum kommt und sein Gebrauch in Verbindung mit der Bibel etwas spezifisch Christliches ist. Nun liegt die zweite Auflage der deutschen

Übersetzung vor. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der frühen patristischen Periode, denn: „Die Entwicklung des Kanons ist unlösbar verbunden mit der Geschichte der alten Kirche, sowohl mit ihren literarischen als auch ihren institutionellen Aspekten“ (S. 9).

Das Buch ist in drei Hauptteile aufgeteilt: Der erste Teil liefert einen Überblick über die Literatur zum Kanon bis zum 20. Jahrhundert und dann im 20. Jahrhundert (Kapitel 1 und 2).

Der umfangreichste zweite Teil (Kapitel 3–10) beschäftigt sich mit den Belegen aus den Schriften der Kirchenväter, die sich auf die verschiedenen Stadien beziehen, in denen der Prozess der Kanonbildung verlief. Zunächst wird unter der Überschrift „Periode der Vorbereitung: Die Apostolischen Väter“ die Verwendung neutestamentlicher Texte bei den Apostolischen Vätern untersucht,

die sie noch nicht als „Schrift“ zitieren und bei denen auch die mündliche Überlieferung noch eine große Rolle spielte. Im folgenden Kapitel werden die Einflüsse auf die frühe Entwicklung des Kanons besprochen. Darunter fallen unter anderem die Gnosis, Markion, der Montanismus, der beispielsweise zu einer zunehmenden Skepsis gegenüber der Johannesoffenbarung und dem Hebräerbrief führte, sowie die ersten großen Christenverfolgungen – insbesondere die unter Deoklitian. All diese Entwicklungen veranlassten die Kirche, zu klären, welche Bücher für sie Autorität besitzen. Dabei nahm die Entstehung des Kanons im Osten einen längeren, differenzierteren Weg als im Westen. Diese unterschiedlichen Wege werden in den Kapiteln 5 und 6 nachgezeichnet. Die Darstellung der einzelnen Zeugnisse der frühen Kirchenmänner

im Osten beginnt mit Tatian, Theophilus von Antiochien und Serapion von Antiochien, geht über Polykarp, Melito von Sardes, Dionysius von Korinth, Athenagoras und Aristides, bis hin zu Pantainos, Clemens von Alexandrien und dem auch in dieser Hinsicht so bedeutenden Origenes.

Bei der Darstellung der Entwicklung des Kanons im Westen werden Justinus Martyr, Hippolytus von Rom, Irenäus von Lyon, Tertullian und Cyprian von Karthago behandelt. Die kurzen Darstellungen der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Ansichten geben einen recht gut verständlichen Einblick in den Umgang mit den neutestamentlichen Texten in den ersten christlichen Jahrhunderten.

Daraufhin werden in Kapitel 7 Bücher von zeitweiliger und lokaler Kanonizität besprochen. Darunter fallen

apokryphe Evangelien, apokryphe Apostelgeschichten, apokryphe Briefe, apokryphe Apokalypsen und schließlich andere Schriften. Auch in diesem Zusammenhang erwähnt der Autor viele interessante Details. So zum Beispiel im Blick auf die Diskussion um die Paulusakten, dass diese zur Ehre des Apostels Paulus verfasst werden sollten, aber trotz dieser ehrbaren Absicht „wurde der Autor von seinen Mitbrüdern vor Gericht gebracht und wegen Tatsachenverfälschung verurteilt und aller seiner Ämter enthoben“ (S. 172). Diese Begebenheit ist ein klares Beispiel dafür, wie wichtig es den frühen Christen war, dass ihr Glaube an Tatsachen gebunden ist.

In Kapitel 8 geht es um „Zwei frühe Listen der Bücher des Neuen Testaments“, den Canon Muratori und eine Liste von Eusebius von Cäsarea. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass zum Ende des zweiten Jahrhunderts vor allem zwei Kriterien für die „Kanonizität“ der Schriften entscheidend waren: der gottesdienstliche Gebrauch und die Verfasserschaft durch Augen- bzw. Ohrenzeugen (sprich durch die Apostel). Außerdem findet sich im Canon Muratori das lutherisch klingende Kriterium für Kanonizität: „Christus ist das Haupt (*principium*) der Schriften“ (S. 194). Das Zeugnis des Eusebius stellt klar, dass es im dritten Jahrhundert keine offizielle kirch-

liche Stellungnahme zum Kanon des Neuen Testaments gab. Die Arbeit des ersten und großen Kirchengeschichtlers Eusebius schien stark dadurch motiviert zu sein, besonders in dieser Hinsicht Klarheit zu gewinnen. Im Folgenden wird dann die Vorgehensweise des Eusebius dargestellt.

Anschließend werden in Kapitel 9 die Versuche im Osten, den Kanon abzuschließen, aufgezeigt. Die erste Festlegung des neutestamentlichen Kanons im Jahr 357 durch Athanasius enthielt alle 27 Schriften des Neuen Testaments. Der Zeitgenosse des Athanasius, Gregor von Nazianz, lieferte ebenfalls eine Kanon-Liste, die aber auf die Johannesoffenbarung verzichtete. Dennoch belegen andere Listen und Dokument aus dieser Zeit (Amphilochius, Didymus, Epiphanius, Chrysostomos, Theodor, Theodoret), dass man sich allgemein über den Kanon des Neuen Testaments noch nicht einig war. Schließlich wurden auf der Trullanischen Synode (691/692) verschiedene apostolische Beschlüsse und Entscheidungen vergangener Synoden sowie viele Kirchenväter bestätigt. Im Blick auf den Kanon bedeutete das weiterhin eine völlig unklare Position, da sich die genannten Beschlüsse vielfach widersprachen und den Abstimmenden offenbar unbekannt waren. Dann werden die Kanons der Syrischen Kirche, der Armenischen Kirche, der Georgi-

schen Kirche, der Koptischen Kirche und der Äthiopischen Kirche besprochen. Auch wenn es im Blick auf viele neutestamentliche Schriften, wie etwa die Evangelien, große Einigkeit gab, blieben andere wie die Johannesoffenbarung viele Jahrhunderte umstritten.

Die Versuche im Westen, den Kanon abzuschließen, denen Kapitel 10 gewidmet ist, gingen eindeutiger voran: „Im allgemeinen war die lateinische Kirche eher als die griechische geneigt, den Kanon strikt abzugrenzen. Sie hatte weniger Feingefühl für die verschiedenen ausgeprägte geistliche Qualität der Schriften in ihrem Kanon als die Griechen und neigte dazu, Schriften, die sie ablehnte, jeden geistlichen Wert überhaupt abzusprechen. [...] Differenzierende Urteile wie die eines Origenes oder gar eines Eusebius sucht man unter diesen Umständen vergeblich“ (S. 219). In diesem Zusammenhang werden die Verfolgung unter Diokletian (303), die der Abgrenzung eines Kanons einen neuen Schub gab, sowie die herausragende Rolle von Hieronymus und vor allem auch Augustinus bei der Kanonfindung im Westen besprochen.

Dem folgt eine Betrachtung der Entwicklung im Mittelalter, während der Reformationszeit und während des Konzils von Trient. Im Mittelalter wurde die Kanonfrage selten diskutiert. Dabei blieben die Ränder des Kanons „in gewisser Weise elastisch“

(S. 228). In der Reformationszeit flammte die alte Kritik an den umstrittenen Büchern, den *antilegomena*, wieder auf. Eindeutig sprach sich, wohl gerade auch im Blick auf die neu aufgekommene Diskussion unter den Reformatoren, das Konzil von Trient für alle 27 neutestamentlichen Bücher als gleichwertig und gleichgewichtig im Kanon aus.

Der dritte Teil des Buches befasst sich in den Kapiteln 11 und 12 mit dem Kanon und seinen historischen und theologischen Problemen. Darunter fällt die Frage nach den Kriterien für Kanonizität (*notae canonicitatis*) und die bisher auffällig vernachlässigte Frage nach dem Verhältnis von Inspiration und Kanon, die der Autor dann auf unerwartete Art und Weise und mit erneutem Rückgriff auf die Apostolischen Väter beantwortet: „Kurz gesagt, die Bücher der Schrift waren nach Auffassung der Väter sehr wohl inspiriert, aber das war nicht der Grund, warum sie zum Kanon gerechnet wurden. Sie sind kanonisch, weil sie das noch vorhandene literarische Zeugnis der direkten und indirekten apostolischen Zeugen sind, auf dem das spätere Zeugnis der Kirche aufruh.“ (S. 243). Es lohnt sich, hier die Darstellung im Einzelnen nachzulesen!

Das vorletzte Kapitel befasst sich mit „Fragen von heute“. Darin werden die Fragen diskutiert, welche Textform

kanonisch ist, ob der Kanon nun abgeschlossen ist oder nicht, ob es einen Kanon im Kanon gibt und schließlich ob der Kanon eine Sammlung autoritativer Bücher oder eine autoritative Sammlung von Büchern ist. Während das Buch bis hierher weitgehend in einer historischen Betrachtung der Dinge bestand, kommen nun die „heißen theologischen Eisen“ rund um das Thema Kanon auf den Tisch, die (wiederum weitgehend unter besonderer Berücksichtigung des Urteils der Kirchenväter) vom Autor gut und weise beantwortet werden.

Das Buch schließt mit einem fünfundzwanzigseitigen Anhang, der eine „Geschichte des Wortes ‚kanon‘“, eine Darstellung zu „Variationen in der Reihenfolge der Bücher des Neuen Testaments“, eine kurze Abhandlung, die „Die Titel der Bücher des Neuen Testaments“ diskutiert, sowie „Frühe Listen der Bücher des Neuen Testaments“ mit einer zehneitigen Quellensammlung von Auszügen aus Texten vom Canon Muratori bis hin zu einer Liste neutestamentlicher Bücher der Synode von Karthago (397) bietet.

Sollte das Buch eine weitere Auflage erleben – was ihm zu wünschen wäre –, wäre zuvor ein gründliches Korrekturlesen des Textes zu empfehlen. (Durchschnittlich kommen auf 10 Seiten ein bis zwei Rechtschreib-, Ausdrucks- oder Zeichenfehler sowie ganz selten

auch inhaltliche Fehler. So enthält eine Liste von zweiundzwanzig Büchern auf S. 211 dreiundzwanzig Bücher – wohl ein Übersetzungsfehler.) Auch würde es der Lesbarkeit gut tun, wenn längere Zitate, etwa durch Einrücken, vom übrigen Text abgehoben würden, und die unübliche Setzung der Fußnotenziffern sollte ebenfalls korrigiert werden. Eine Anpassung an die neue deutsche Rechtschreibung wäre ebenso wünschenswert.

Insgesamt bietet das Buch eine gerade auch für „Laien“ gut verständliche und empfehlenswerte Einführung in die Geschichte der Entstehung des neutestamentlichen Kanons. Es zeichnet die geschichtliche Entwicklung anschaulich und verständlich nach, diskutiert kurz wichtige theologische Fragen und liefert schließlich ein klares Plädoyer für den Kanon des Neuen Testaments in seiner heutigen Form mit 27 Büchern: „Das Wissen darum, daß unser Neues Testament die besten Quellen für die Geschichte Jesu bereithält, ist die wichtigste Erkenntnis, die man aus dem Studium der frühen Kanongeschichte gewinnen kann.“ (S. 270) „Es ist einfach wahr, wenn man sagt, die Bücher des Neuen Testaments kamen in den Kanon, weil keiner sie aufhalten konnte“ (William Barclay, S. 269).

Vortrag von  
**Prof. Dr. Lob-Hüdepohl**  
Katholische Hochschule  
für Sozialwesen Berlin

# Selig sind die Armen?

## Herausforderung soziale Gerechtigkeit

*Brücken schlagen zwischen Theologie und anderen Wissenschaften*

**Chemnitz Forum**  
**Glauben & Denken**

**Dienstag**  
**22. Oktober 2013**  
**20 Uhr**

„Altes Heizhaus“, TU Chemnitz  
Straße der Nationen 62  
09107 Chemnitz

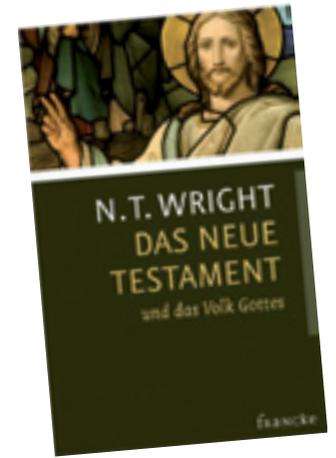
\*im Innenhof des Uni-Hauptgebäudes

glaubenunddenken.de | Info@glaubenunddenken.de

Peter Neudorf

# Das Neue Testament und das Volk Gottes

Nicholas Thomas Wright



*Nicholas Thomas Wright. Das Neue Testament und das Volk Gottes. Marburg: Francke, 2011. 698 S. ISBN: 978-3-8682-7242-0. 29,95 Euro.*

Man bemüht sich sicherlich zu Recht, Veröffentlichungen von Nicholas Thomas Wright ins Deutsche zu übersetzen. Denn er hat schon vielen geholfen, ihre Sicht auf das Judentum und das Christentum im ersten Jahrhundert zu korrigieren. Auf einer jährlichen Konferenz der Evangelical Theological Society hat der Neutestamentler Thomas Schreiner dazu gesagt: „Wir können über die Forschungsarbeit von Tom Wright in vielen Dingen hoch erfreut sein. Seine neuen Ergebnisse halfen dabei, biblische Lehren näher zu erklären und falsche Annahmen zu Recht zu rücken.“ (Siehe dazu URL: <http://thegospelcoalition.org>.) Heute wird das Judentum keiner mehr leicht-

fertig eine Gesetzesreligion nennen. 2011 wurde dieses grundlegende Buch von Tom Wright auf Deutsch veröffentlicht, das Prinzipien für die Auslegung der Bibel darstellt. Rainer Behrens übersetzte den ersten Band der Serie zur Theologie des Neuen Testaments „Die Ursprünge des Christentums und die Frage nach Gott“. Es erschien im Francke-Verlag (Marburg) und kostet 29,95 Euro. Für die gut 700 Seiten ein angemessener Preis.

Die Erforschung des Neuen Testaments wurzelt bei N.T. Wright in der Frage nach Gott. Um diese Aufgabe in den Vordergrund zu stellen, beginnt Wright die Ursprünge des Christentums zu skizzieren. Er formuliert das Rätsel des Neuen Testaments anhand von zwei elementaren Fragestellungen: Wie fing das Christentum an, und warum nahm es die Gestalt an, die es annahm? Und:

Was glaubt das Christentum? Ist dieser Glaube sinnvoll? Erst mit den Antworten auf diese Fragen kann er auch angemessen die Frage nach Gott beantworten, wie er sich im Neuen Testament zeigt.

Im ersten Band seiner sechsbändigen Theologie zum Neuen Testament erklärt er zu Beginn, wie die Schriften des Christentums und des Judentums im ersten Jahrhundert erforscht werden sollen – also welche Werkzeuge dafür gebraucht werden. Eines der wichtigsten Werkzeuge für Wright ist es, die Bedeutung der Weltanschauung zu erkennen. Wenn die Weltanschauung klar umrissen ist, kann man Konsequenzen für die Schriften und Handlungen erschließen, die eine Person dieser Weltanschauung ausübt. Er verwendet knapp 200 Seiten (Teil 1 und 2) für dieses fundamentale Thema, das später aufschlussreich für die Beurteilung des Judentums und den Ursprung

des Christentums sein wird. Diese Weltanschauung wird sich in der Story, den Symbolen, der Praxis Israels ausdrücken und wichtig sein, um Jesus und Paulus zu verstehen. Teil 3 des Buches ist diesem Thema gewidmet. Auf der Schlussgeraden in Teil 4 erklärt er die Ursprünge des Christentums im Judentum und dessen Trennung von den Juden. Am Ziel angekommen geht Wright im 5. Teil der Frage nach Gott nach. Er fasst zusammen, wie sich aus der Entstehung des Christentums die Frage nach dem einzigen Gott stellt, der die Welt geschaffen und Jesus gesandt hat. Diesem Gott kann kein anderer Glaube widerstehen. Denn alle anderen Götzen werden durch die Weltanschauung des Christentums abgelehnt und untergraben. Mit diesem Band bietet Wright eine aufschlussreiche Studie, die in die Welt des ersten Jahrhunderts und zu den Quellen des Christen-

tums führt. Dieser Band geht aber nicht explizit auf alle theologischen Fragen des Neuen Testaments ein, sondern will Grundlegendes zur biblischen Theologie vorbereiten, um in den weiteren Bänden darauf aufzubauen. Es ist eine Empfehlung für jeden, der aus der Sicht des kritischen Realismus über die Entstehung des Christentums lernen will.

Wright zeigt, wie Jesus als der erwartete Messias Israels von den ersten Christen verstanden wurde. Er erfüllte die alttestamentlichen Verheißungen Gottes, der sich seinem Volk zuneigte, es aus dem Exil führte und erlöste. Wenn Paulus den Messias in Jesus erkennt, bleibt er in den wichtigen Fragen des Monotheismus, der Erwählung und der Eschatologie auf dem Fundament jüdischer Theologie, die er aber durch das Kommen des Messias erfüllt sieht. Denn Paulus transformierte nicht die komplette Weltanschauung des Judentums, sondern führte ihr Erbe weiter. Er gab der Christenheit neue Symbole, da sie nicht an den Tempel, die Tora und das verheißene Land Kanaan gebunden waren. Die Christen lebten demnach zutiefst aus, was das Alte Testament ausdrückte und die Juden erwarteten: Gott nimmt sich des Problems an, die Schöpfung und implizit die Menschheit durch Jesus, den Messias, aus dem Exil zu erlösen. Darum breitete sich das Christentum innerhalb kürzester Zeit bis nach Rom und Athen aus und damit in die Zentren des römischen Imperiums.

Zu beachten ist, dass Wright in diesem Buch eine neue Sichtweise für das Neue Testament und die Lehre von Paulus vorbereitet. Durch die Erkenntnisse seiner Forschung meint er, dass das Evangelium jetzt erst entdeckt wurde und nun vom Schlamm der Zeit befreit werden muss. Ein Motiv für Wright ist, die reformatorische Brille abzulegen. Seiner Ansicht nach waren die Pharisäer des ersten Jahrhunderts nach Christus eben nicht in der Werkgerechtigkeit gefesselt. Paulus kannte darum keine Art von Rechtfertigungstheologie, die den bußfertigen Sündern Gottes Gerechtigkeit durch den Glauben zueignete, weil Jesus stellvertretend für die Sünden am Kreuz sein Blut vergossen hat. Für Wright sind das Lehrsätze, die der Bibel übergestülpt wurden. In diesem Band beginnt er das Gegenteil dieser Lehrsätze zu beweisen, indem er bei den Ursprüngen des Christentums ansetzt.

Durch den historischen, literarischen und theologischen Zugang hinterfragt Wright die „anachronistische“ These der Reformatoren und geht den Schriften der Pharisäer, Sadduzäer, Essener und Zeloten nach. Er will zeigen, wie die Juden die Verheißung Gottes interpretierten und den Messias erwarteten. Sein Ziel ist, Luthers Interpretation der Gerechtigkeit Gottes als der Bibel fremdartig abzutun und die Bibel von dieser Vereinnahmung durch die Reformatoren zu lösen. Wright will also nicht mit dem Neuen Testament

umgehen, wie Reformatoren, Pietisten, Fundamentalisten oder Liberale es mit dem Neuen Testament taten (z. B. S. 24, 595), sondern einen Weg anbahnen, das Neue Testament als literarisches, historisches und theologisches Dokument zu lesen. Er möchte zu Recht den Fragen nachgehen, an denen der christliche Glaube seinen Ursprung nahm.

Wenn allerdings zentrale Lehren der Reformation und ihre Relevanz für die heutige Gemeinde abgelegt oder neu definiert werden, sollte man genau hinschauen. Nimmt man seine Hypothesen ernst, bringen die Erkenntnisse Wrights einschneidende Veränderungen für die Entdeckungen der Reformatoren. Wie E. P. Sanders, J. D. G. Dunn und andere Vertreter der Neuen Paulusperspektive, zu der auch Wright sich zählt, behaupten, haben die Reformatoren die Gedanken von Paulus scheinbar nicht erfasst. Luther ist seinen kulturellen Ideen erlegen, die er in die Heilige Schrift hineinlegte, anstatt Paulus zu lesen. Ist die Rechtfertigungslehre nach Martin Luther wirklich biographisch bedingt, indem er unter einem schlechten Gewissen vor einem gerechten Gott litt, den Paulus so nicht kannte? Oder ist es Luthers Unwissenheit über die Umwelt der ersten Christen? Unterliegt Luther am Ende vielleicht der Anschuldigung, das Problem der Werkgerechtigkeit, die er bei seinen Zeitgenossen wahrnahm, in die Heilige Schrift hineinzulesen? Diesen Fragen zu Luther

und seinem Verständnis von Paulus sind zum Beispiel Volker Stolle (2002), Carl Trueman (2001) und Peter Stuhlmacher (1983) nachgegangen.

Um die weiteren Schriften von N. T. Wright zu verstehen, ist gerade die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes ausschlaggebend. Denn nach Wright ist die Gerechtigkeit Gottes im Neuen Testament nicht die Gerechtigkeit, die dem Sünder zugeeignet wird, sondern die Bundestreue Gottes, wie Gott die Verheißung erfüllt (S. 341–347): also, dass Gott die Verheißungen an Israel nicht fallen lässt, sondern seinen Bund erneuert (S. 383). Die Rechtfertigung bedeutet nicht, gerecht vor Gottes Richterstuhl zu werden und seinen Zorn abzuwenden, sondern im Glauben zu bleiben, nicht zu einem Christen werden, sondern sich als Christ erweisen (S. 350). Nach Wright ist das die Lehre über die Bedeutung der Gerechtigkeit Gottes für die Juden im ersten Jahrhundert, die das Wesen neutestamentlicher Rechtfertigungslehre ausmacht. Für eine Auseinandersetzung mit den Thesen der Neuen Paulusperspektive empfiehlt es sich, Wright in den grundlegenden Texten zu lesen. Denn die Auseinandersetzung mit der Umwelt des ersten Jahrhunderts wird zum Leitthema der Diskussion und entscheidet über weitere Fragen der Exegese und Theologie des Neuen Testaments.



## Mission durch Forschung

- Studenten werden an Forschung beteiligt, die christliche Ethik in das Herz der Gesellschaft trägt, z. B. durch unsere erfolgreichen Institute:
- Internationales Institut für Religionsfreiheit (Partner: Weltweite Ev. Allianz)
- Institut für Islamfragen (Partner: Deutschsprachige Evang. Allianzen)
- Eigenes Studienprogramm mit Schwerpunkt Islam
- Eigenes Studienprogramm mit Schwerpunkt Seelsorge
- Institut für Lebens- und Familienwissenschaft
- Institut für christliche Weltanschauung (Apologetik)

## Abwanderung von Mitarbeitern verhindern

- Wir gründen Studienzentren gern in Regionen mit wenig ausgeprägter christlicher Infrastruktur, wo wir die Abwanderung wichtiger Mitarbeiter im Reich Gottes in sowieso gut versorgte Regionen verhindern wollen, z. B. Studienzentren in Chemnitz und Berlin für die neuen Bundesländer (keine Abwanderung nach Westen!)
- Studienzentrum Innsbruck und Linz zusammen mit dem Evangelikalen Bildungswerk in Österreich (keine Abwanderung nach Deutschland!)
- Studienzentrum Istanbul (keine Abwanderung in die USA!)

## Fundierte Ausbildung für das Reich Gottes

- Gemeinde- und berufsbegleitend
- Studenten bleiben in ihren Gemeinden
- Anleitung zum eigenständigen Denken
- Vom Wachstum der weltweiten Gemeinde Jesu lernen
- Lehre und Forschung, Lernen und selbst entwickeln
- Das heißt, das Alte und Bewährte kennen lernen und völlig Neues erforschen



MARTIN BUCER SEMINAR

weitere Info's unter [www.bucer.eu](http://www.bucer.eu)